

5/09

GRENZEN

Scholien

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 05/2009

Institut für Wertewirtschaft, Wien

<http://wertewirtschaft.org>

scholien@wertewirtschaft.org

Urlaubszeit

Teurer Leser!

Endlich habe ich einige Wochen Urlaub vom Reisen, das mich in den letzten Monaten um die Welt trieb, und kann nun wieder an meine Scholien anknüpfen. Einige Fäden flattern von der letzten Ausgabe noch lose im Wind. Sie werden auch diesmal nicht gänzlich verknotet, aber doch zumindest in einige stabilisierende Schleifen gewunden.

Die eingangs geführte Klage ist freilich nicht ohne Funken Ironie gemeint, habe ich doch das Privileg, nicht urlauben zu müssen, sondern reisen zu dürfen. Beim Urlaub handelt es sich um eine eigentümliche Facette des proletarischen Lebens. Urlaub entspricht etymologisch der Erlaubnis, die der Untertan einholen muß, um sich vom herrschaftlichen Acker zu machen. Reise bedeutet ursprünglich Feldzug, das Ziehen in die Schlacht, abgeleitet vom gotischen *urreisen* – „sich erheben“. Interessanterweise drehte die Vorsilbe *ur*, die irgendwann aus Schlampigkeit wegfiel, die Bedeutung um: von *reisen* – „fallen“.

Die Vorsilbe *ur* ist übrigens *ur*interessant. Ursprünglich stand sie für „hinaus“ – entspricht also dem lateinischen *e(x)*. In übertragener Bedeutung wird sprachlich aus der Verstärkung die Übertreibung und aus der Übertreibung die Negation. Über das Ziel hinausschießend, sozusagen: nah, näher, urnah, urur ... zu weit! Ziel verfehlt! Der *Urzustand* als Ideal entspricht ja auch so oft dem Gegenteil des realen, aktuellen Zustands.

Wenn der Untertan also Lust auf *Reisa* hatte, d.h. sich aus Langeweile ein wenig prügeln wollte, kam er um *urloup* bit-tend angekrochen. Man mag heute über solche Reisen den Kopf schütteln; der *Urahn* täte es ebenso angesichts von Urlauben, die bloß die Schlacht am kalten Buffet im Alles-inklusive-Club zum Ziel haben. Womöglich trat deshalb das Wort für die Erlaubnis anstelle deren Gegenstandes: der Urlaub wird zum Selbstzweck, so wie die Freizeit. Der moderne Untertan werkt, um sich die Freizeit leisten zu können. Er leistet sich nicht die Zeit, um wahrhaft zu werken und dadurch zu wirken.

Die Reise hat zumindest ein Ziel, der Urlaub kann überall stattfinden. Da ist es nur konsequent, die ziellosen „Urlaubs-ziele“ in großen Hallen nachzubauen, ob Sand und Sonne in

Deutschland oder Schnee und Schipisten in Dubai. Doch auch die Reise muß nichts sonderlich Erhebendes haben, kann genauso bloße Ablenkung und träges Hinfallen sein, *reisen* statt *urreisen*.

Ralph Waldo Emerson ging mit diesem trägen *Reisen* sehr scharf ins Gericht: *Es ist aufgrund des Mangels an Kultivierung des Selbst, daß der Aberglaube des Reisens [...] seine Faszination bei allen gebildeten Amerikanern ausübt. [...] Die Seele ist kein Reisender; der Weise bleibt zuhause, und wenn ihn seine Nöte oder Pflichten von zuhause wegrufen in fremde Länder, ist er immer noch zuhause [...] und besucht Städte und Menschen wie ein Souverän und nicht wie ein Eindringling oder Diensthote. Ich habe keinen mürrischen Einwand gegen das Umfahren des Globus für die Zwecke der Kunst, des Studiums oder der Wohltätigkeit, sofern der Mensch zuerst domestiziert wurde [...]. Wer reist, um sich zu unterhalten oder um etwas zu bekommen, das er nicht mit sich trägt, reist weg von sich selbst und altert sogar in seiner Jugend unter alten Dingen. In Theben und Palmyra altern und verfallen sein Wille und sein Geist so wie diese Städte. Er trägt Ruinen zu Ruinen. [...] So wie unsere Religion, unsere Bildung, unsere Kunst in die Ferne blicken, tut es unser Geist. Alle brüsten sich mit der Verbesserung der Gesellschaft, und niemand verbessert sich selbst.*¹**

Ich gestehe, daß ich ein wenig reisemüde bin. Müde und träge macht der Bruch des Rhythmus, der mit jedem Ortswechsel verbunden ist, besonders wenn er sich über Zeitzonen erstreckt. Ohne Rhythmus aber ist es umso schwerer, die Trägheit zu überwinden, um sich zu *urreisen*. Rhythmus und Ritus (etymologisch wahrscheinlich verwandt) sind wichtige Stützen des schwachen Menschen. Manche flüchten panisch diesen vermeintlichen Trommelschlag der Galeeren. Doch es waren nicht Sklaven, sondern Freie, die diese ruderten.

Sicherheitstheater

Der moderne Reisende muß nicht mehr rudern, auch wenn er sich vermutlich das Schwitzen in Galeeren als Fitneß-Kreuzfahrt teuer verkaufen ließe. Anderes jedoch wird vom Reisenden heute abverlangt, das wohl einst auch als des Passagiers am tiefsten Deck unwürdig gegolten hätte. Wie ein Schaf auf dem Weg zu Schlachtbank hat er sich in Reih und Glied aufzustellen, um perlustriert zu werden. Jede Reise auf dem Luftweg wird so heute zur Übung in Untertänigkeit. Jede freiwillige Abmachung zur Beförderung durch einen privaten Luftchauffeur macht plötzlich ein Heer bewaffneter Agenten zu unseren ungewollten Vertragspartnern. Sie üben gänzlich offene Herrschaft aus, die sich immer schamloser gebärdet.

Diese Herrschaft erfolgt im Namen unserer Sicherheit. Meine Sicherheit hat sich jedenfalls durch die laufende Verschärfung dieser Herrschaftsmethoden drastisch verringert. Ich hätte ja noch Verständnis dafür, wenn ich als iranischstämmiger Atomphysiker besondere Aufmerksamkeit bekäme. Es handelt sich aber um bloße Willkür, die der Großmutter, die den Enkelkindern selbstgemachte Marmelade mitbringen möchte, genauso zusetzt – falls sich die Marmelade nicht in 100ml-Portionen im Plastikbeutel befindet.

Beim letzten US-Besuch vor einigen Wochen wurde ich wieder einmal zum Verhör abgeführt. Der Beamte klopfte jedes Detail in seinen global vernetzten PC. Bei einem Flug in den USA im Jahr 2002 verzögerte ein martialisch wirkender Beamter den Abflug und holte mich aus dem startbereiten Flugzeug auf das Rollfeld, wo ich vor den Augen der ungeduldig wartenden Passagiere meinen „Koffer identifizieren“ sollte. Bei einer anderen Reise schließlich bin ich wohl um ein Haar Guantanamo entgangen. Ein Fixiermesser war durch ein Loch in der Tasche einer meiner Jacken in deren Futter gefallen. Ich dachte, daß ich das Messer verloren hätte und zog diese Jacke zufällig zu einer Flugreise an. Als das Messer bei der Sicherheitskontrolle zum Vorschein kam, befand ich mich in einer reichlich unangenehmen Situation.

Mitgeführte Edelmetalle verschaffen mir ebenso laufend das Vergnügen genauerer Untersuchungen. Die Konzentration von Metall in einem Münzbeutel scheint den Beamten schon höchst verdächtig. Fast einen Alarm lösten fünf kleine Goldbarren aus, die in einer Plastikhülle präzise nebeneinander angeordnet waren. Der Sicherheitsbeamte fing offensichtlich an zu schwitzen und rief seine Kollegen herbei.

Dieses unangenehme Ritual, das an manchen Flughäfen dreimal wiederholt wird, bezeichnen manche hämisch als *security theater*. Die Häme ist angebracht, handelt es sich doch tatsächlich um inszenierte Aufführungen. Der wesentliche Zweck dieses Sicherheitstheaters ist, den Eindruck von Sicherheit zu erwecken, nicht die Passagiere tatsächlich zu schützen. Das Einüben der Untertänigkeit oder der „Kunst beherrscht zu werden“ (Wyndham Lewis)^{2}* ist dabei womöglich eine willkommene Nebenwirkung.

Solche Kontrollen mögen einen nach der Zeit sehnen lassen, der Stefan Zweig einst als „Welt von gestern“ nachweinte: *Gewiß, wir haben mehr Freiheit im staatsbürgerlichen Sinne genossen als das heutige Geschlecht, das zum Militärdienst, zum Arbeitsdienst, in vielen Ländern zu einer Massenideologie genötigt und eigentlich in allem der Willkür stupider Weltpolitik ausgelie-*

*fert ist. Wir konnten ungestörter unserer Kunst, unseren geistigen Neigungen uns hingeben, die private Existenz individueller, persönlicher ausformen. Wir vermochten kosmopolitischer zu leben, die ganze Welt stand uns offen. Wir konnten reisen ohne Paß und Erlaubnisschein, wohin es uns beliebte, niemand examinierte uns auf Gesinnung, auf Herkunft, Rasse und Religion. Wir hatten tatsächlich – ich leugne es keineswegs – unermesslich mehr individuelle Freiheit und haben sie nicht nur geliebt, sondern auch genutzt.*³**

Grenzen

So erstaunt es nicht, daß eine der wesentlichen Verheißungen des EU-Kults das Öffnen der Grenzen ist, von denen die wenigsten ahnen, daß sie erst eine Erfindung des letzten Jahrhunderts waren. Doch hier liegt ein Mißverständnis vor. Nicht die Grenzen sind das Problem, sondern die Degradierung von Menschen zu etikettierten, rundum erfaßten und überwachten Untertanen. Tatsächlich weitete das Schengen-Abkommen diesen Aspekt der „Grenze“ ins Totale und Totalitäre aus. Einst genügte die Kontrolle beim Übertritt der Staatsgrenze, heute setzt man sich ihr bereits beim Übertritt der Türschwelle aus – und zum Teil und in steigendem Maße schon zuvor.

Der derzeit stattfindende Prozeß läuft nicht auf die Verminderung und Humanisierung von Grenzen hinaus, sondern auf Entgrenzung – und diese bringt als Gegenreaktion oft Fremdenangst und Abschottung hervor. In der *gated community* bleiben die Türen offen und fehlen häufig gar die Zäune. Ohne *gates*, Tore, die man auch schließen kann, und ohne *community*, ohne Gemeinschaft und Vertrautheit, verbarrikadiert man sich hingegen hinter Sicherheitstüren.

Die Staatsgrenzen sind oft absurde Linienzüge historischer und militärischer Zufälle, aufgewertet erst durch den verhängnisvollen Nationalismus. Gegen Nationen, die Identitäten stiften, ist nichts einzuwenden. Der Ismus mißbraucht sie hingegen, um moderne Staaten zu stiften, die keinen *status* und kein Statut mehr haben, sondern beliebig formbare Machtapparate sind.

Die Grenzkontrollen an diesen Staatsgrenzen waren zum großen Teil der falschen Idee des nationalistischen Protektionismus geschuldet. Doch zusätzlich erfüllten sie eine Funktion, deren Abwesenheit nun negativ auffällt. In gewisser Hinsicht kompensierte die Aussiebung nach Staatsbürgerschaften an der Grenze das Fehlen innerer Grenzen. Diese Grenzen, die heute fehlen, sind zum Beispiel Stadtmauern, die einst

größere Menschenballungen schützten, die aufgrund ihrer relativen Anonymität immer verwundbarer für Verbrechen sind. Natürlich hängt die Zunahme der Einbrüche in Wien um 70% mit der Öffnung der nahen Staatsgrenze zusammen. Das Einzugsgebiet für Verbrecher hat sich massiv vergrößert.

Ich hatte schon einmal darauf hingewiesen, daß Grenzen (Einfriedungen) etymologisch sowohl Frieden als auch Freiheit konstituieren. Gute Zäune machen gute Nachbarn. Begrenzungen dieser Art sind heute unter Druck, da sie dem Egalitarismus widersprechen. Jede Grenze diskriminiert, d.h. unterscheidet. Wer diese Diskriminierungen oder „Vorurteile“, die sich stets nach dem Grad der Vertrautheit richten, unterdrückt, erzwingt die Gleichbehandlung aller als Fremde und Verbrecher.

Ämter

Die positive Grundbedeutung von Grenzen liegt in der Begrenzung von Verantwortungsbereichen. Die Grenze im positiven Sinne ist jene, die man um ein Beet zieht, damit dort Pflanzen gedeihen können. Nach solchen Grenzen scheint gerade heute großer Bedarf zu bestehen.

Dieser Aspekt darf nicht mit dem rein juristischen Konzept des Privateigentums verwechselt werden. In einer gerechten Gesellschaft besteht zwar weitgehend Parallelität zwischen positiven Grenzen der Verantwortung und negativen Grenzen gegen fremden Zugriff, sie ist aber nicht notwendigerweise immer der Fall. Man kann begrenzte Verantwortung empfinden, ohne Eigentümer zu sein. Und man kann Eigentümer sein, ohne seine Grenzen zu kennen und positiv füllen zu können. Nur begrenzte Verantwortung verdient jedenfalls diesen Namen, entgrenzte „Verantwortung“ entspricht einem diffusen Zuständigkeitsgefühl, das nichts anderes als ein zur Handlungsunfähigkeit führendes Schuldgefühl ist.

So wie der Gärtner Grenzen zieht und mit Leben füllt, ist der Weg zu einem sinnvollen Leben eng verbunden mit einer solchen gärtnerischen Aufgabe. Ich habe diese Symbolik in meiner Analyse über den Lebensgarten diskutiert.⁽⁴⁾ Wer schon die schwierige Aufgabe gut bewältigt, für die eigenen Gärten Verantwortung zu übernehmen, darf sich über diejenigen der Mitmenschen Gedanken machen. Solche Gedanken kreisen darum, wie sich das Wirtschaften der Menschen mit Sinn erfüllen läßt.

Mein Freund und Unterstützer Martin Hlustik rügte mich dafür, Attac-Sprecher Christian Felber in dieser Hinsicht zu positiv dargestellt zu haben. Martin zitiert kopfschüttelnd aus dessen letztem Buch: *Es darf ruhig mehrere BäckerInnen geben, und es sollen sich in diesem Wettbewerb auch die Besten durchsetzen, allerdings nicht diejenigen, die den höchsten Gewinn machen, sondern diejenigen, die den größten Beitrag zum Gemeinwohl leisten: die die qualitativ besten Brote backen und gleichzeitig die positivsten Auswirkungen auf das gesamte Umfeld haben. Dafür müssen aber Gesetze sorgen, unterstützt durch die entsprechende Ethik. Die Gesellschaft muss außerdem dafür sorgen, dass diejenigen BäckerInnen, die in Konkurs gehen, entweder anderswo Beschäftigung und Einkommen finden oder sozial gut abgesichert und voll anerkannt bleiben. Dann dient der Wettbewerb zur Herauskristallisierung einer Arbeitsteilung nach individuellen Stärken und nicht der Vernichtung von KonkurrentInnen.*

Ich denke allerdings, daß ich durchaus klargestellt habe, was ich von jener Naivität hinsichtlich menschlicher Anreize halte. Trotzdem kann ich Christians Motive würdigen, durch die er zu solch scheinbarem Unsinn gelangt. Er stellt sich genau die Frage, wie sich Räume sinnerfüllten Wirtschaftens schaffen ließen. Leider kann er nicht anders als „poli-

tisch“ im heutigen Wortsinn denken. Seine bemühten Gedankenexperimente kommen daher stets als totalitär-konstruktivistische Utopien daher, deren globale Umsetzung den „ökologischen Fußabdruck“ des Menschen wohl kräftig reduzieren würde, um einen an Zynismus grenzenden Euphemismus zu wählen.

Der Bäcker als Beamter! Wie kann man zu so einer absurden Empfehlung kommen? Durch Vermengung reaktionärer Sehnsüchte und moderner Irrtümer. Tatsächlich weist das historische Amt als Ideal auf sinnerfüllte Räume begrenzter Verantwortung. Nur wenige heutige Beamte leben noch das Ethos ihrer Vorgänger, das sich durch besondere Verantwortlichkeit auszeichnete. Der Bahnbeamte war früher in seiner Dienstbeflissenheit kaum von einem Bahnhofs-Eigentümer zu unterscheiden. Seinen „Hof“ übernahm oft der Sohn.

Auch bestimmte wirtschaftliche Tätigkeiten wurden einst als Amt geführt. In vielen Gemeinschaften hatte etwa der Schmied ein Amt inne. Dies drückte sich dadurch aus, daß er Gebietsschutz und eine Grundversorgung genoß. Dafür stand er der Gemeinde rund um die Uhr zur Verfügung – der Schmied hatte einst auch die Funktion des Tierarztes.

Nun ist es plausibel, daß diese Dienstbeflissenheit einfacher durch rein kommerzielle Anreize hervorgebracht werden kann als durch anachronistische Privilegien. Doch bin ich lokalen Experimenten keineswegs abgeneigt, die bestimmte Funktion dadurch aufwerten, daß sie sie als „Ämter“ heiligen. Ich kann mir durchaus eine Siedlung vorstellen, in der auch der Bäcker seine Bäckerei als Amt führt, das mit einem besonderen Gebaren seinerseits verbunden ist. So könnte eine kleine Gemeinde jemanden damit betrauen, spezifische Backtraditionen zu pflegen, auch wenn diese kommerziell keine Chance gegen Massenbäckereien zu haben scheinen. Freilich würde die dazu nötige Einstellungsänderung in der Regel auch eine Nachfrageänderung mit sich bringen, die genau dies umkehren würde. Aber für viele Menschen könnte die gemeinschaftliche Zuweisung von Grenzen, das heißt Zuständigkeitsbereichen, der einfachste Weg zu einer sinnerfüllten Existenz sein. Warum auch nicht?

Der gute Unternehmensführer zeichnet sich genau dadurch aus, innerhalb seines Unternehmens sinnvolle Grenzen anzubieten. Mittelgroße Unternehmen entsprechen wohl der Vision von Christian Felber mehr, als er es wahrhaben möchte. Dem Mitarbeiter wird dort im besten Falle ein begrenzter

Raum für sinnerfülltes Schaffens geboten, abgesichert durch ein Gehalt, daß eben nicht jeden Tag dem Kunden abgerungen werden muß.

Da es zunehmend unmöglich wird, in unseren Breiten ein Unternehmen mit wenigen Angestellten zu führen, das nicht Inflationär-Sinnloses produziert, gewinnt diese Fähigkeit des Grenzensetzens in anderen Lebensbereichen an Bedeutung. Für viele gäbe es kaum etwas Befreienderes, als ihren Platz, *ihren* eigenen Platz, zugewiesen zu bekommen. Dieser eigene Platz muß heute mehr sein als bloß ein Stück Eigentum. Für den Entfremdeten ist auch das beste Stück Boden ein Drecksloch. Es geht um Sinnräume. Die heute größte Führungsaufgabe besteht darin, dem an seinem Leben still Leidenden einen ganz persönlichen Bereich abzustecken, in dem er wirken und sein kann. Womöglich sind es nur wenige, die sich diesen Raum selbst abstecken können, die selbst die Landnahme des Sinns im Ozean der Sinnlosigkeit schaffen.

Der rastlos Getriebene kann alles sein und nichts scheint ihm dadurch besonders. Wenn er ein „Bäcker“ ist, dann oft nur weil er durch Zufälle, Bequemlichkeiten, materielle Bedürfnisse einen Job im Massenbackbetrieb abbekam. Es ist verständlich, daß er sich nach einem „Amt“ sehnt – nach ein

wenig persönlicher Bedeutung, Anerkennung, Sinn. Das Leben des Massenmenschen ist die Folge von Entgrenzungen, die Freiheit versprochen, aber Beliebigkeit brachten.

Öffentlicher Raum

Entgrenzung fand auch durch Ausweitung sogenannter „öffentlicher Räume“ statt. Dies wird legitimiert durch eine Verwechslung von Ursache und Wirkung, die in der Ethnologie als Cargo-Kult bekannt ist. Gemeinschaften schaffen und nutzen gemeinsame Räume, in denen Öffentlichkeit, d.h. ein gemeinschaftlicher Austausch, stattfindet. Zuerst kommt die Gemeinschaft, dann der Raum, so wie zuerst der Handelsstrom da ist und dann die Straße entsteht. Sozialingenieure versprechen eine magische Umkehrung: Straßen werden gebaut, „um den Handel zu fördern“; Räume werden entgrenzt, „um Gemeinschaft zu schaffen“. Doch solche Räume sind kaum jemals öffentliche Räume, sondern in der Regel bloß offene Räume. Aufgrund dieser entgrenzten „Offenheit“ fördern sie die Gemeinschaftlichkeit nicht, sondern züchten Zwietracht.

Ein alter Begriff für gemeinschaftlich genutzte Räume ist *Allmende*. Während eine reale Gemeinschaft Allmenden

kennt, schafft, erhält und nutzt, werden sie in bloßen Zusammenballungen von Menschen zu Tragödien. Garrett Hardin hat einst in seinem berühmten Artikel⁽⁵⁾ das Problem skizziert, daß um die Nutzung eigentümerloser Ressourcen ein Ellenbogenwettkampf bis zu deren Erschöpfung einsetze.

Ein wichtiger Hinweis der Scholienleserin Karin Gaida machte mir deutlich, daß die beschriebene Dynamik eigentlich schon als Voraussetzung nimmt, was sie als Ergebnis vorhersagt: die Auflösung der Gemeinschaft. Frau Gaida meinte, sie hätte aus der Kinderstube die moralische Regel mitgenommen, das, was einem nicht selbst gehört, eben nicht rücksichtsloser zu nutzen, sondern ganz im Gegenteil: Sei besonders sorgsam und sparsam mit dem, was nicht dein Eigentum ist!

Diese Moral, die einer funktionellen Gemeinschaft zugrundeliegt, läßt sich jedoch nicht erzwingen und schon gar nicht durch das Schaffen eigentumsloser Räume hervorbringen. Offene Räume, durch die eine anonyme Masse zog, gleichen stets Mülldeponien. Auch indem man der Masse hinterherputzt, wird man aus ihr keine Gemeinschaft machen, ganz im Gegenteil.

In Wien keimte kürzlich ein prototypischer Konflikt über einen solchen pseudo-öffentlichen Raum auf, dem man jedoch in bewährter Manier schnell auswich. Das *Museumsquartier* ist ein Betongarten, in dem sich Museen für moderne Kunst und einige Lokale befinden. Damit ist dieser offene Raum als Zentrum der örtlichen Bobos prädestiniert. Bobos sind die schon einmal angesprochenen bourgeois Bohe- miens: konformistische Establishment-„Alternative“. In diesem Hof stehen Kunststoffklötze herum, von denen der unbedarfte Beobachter annehmen würde, daß sie dem Schutt eines klobigen Bauprojekts entstammen, das aufgrund der Finanz- krise nicht beendet werden konnte. Diese Klötze wurden bunt bemalt und mittels Marketing zu „Kultmöbeln“ erklärt, die nun den Nachnamen der Marketingbeauftragten dieses städti- schen Boboreservats tragen: „Enzi“. Dieses Marketing umfaßt etwa eine Versteigerung für einen guten Zweck und die all- jährliche demokratische Wahl der Farbe. Mittlerweile sind Exemplare dieser „Möbel“ aus Serienproduktion am „freien Markt“ für bis zu 6.650 € zu haben.

Da man hier also kostenlos, sogar ohne Museumsticket, auf dank Marketing sündteuren „Designermöbeln“ an einer „an- gesagten Location“ inmitten „hipper Kultur“ herumlungern kann, blieben auch die weniger bourgeois Besucher nicht

aus. Jugendliche, die herausgefunden haben, daß man sich hier weitaus kostengünstiger als an anderen „angesagten Locations“ sinnlos besaufen kann, nehmen nun mit mitgebrachten Wodkaflaschen die Polystyrolklötze in Beschlag. Das mißfiel natürlich der örtlichen Bobogastronomie. Die Verwaltung dieses „öffentlichen Raumes“ machte sich also daran, private Sicherheitsleute einzusetzen, um Jugendliche zu verschrecken und ein Alkoholverbot vor Ort durchzusetzen.

Diese verständliche Reaktion drohte jedoch das Bobotum in seiner Lächerlichkeit zu enthüllen, schließlich thematisierte die Maßnahme reale Grenzen der herbeiphantasierten „öffentlichen Räume“. Daher hagelte es Protest und die Verwaltung ruderte kleinlaut zurück.

Ein anderes Beispiel aus Wien ist die vor einigen Jahren um Unsummen errichtete städtische Zentralbibliothek. Nach wenigen Wochen schon konnte man bei den Bediensteten Anzeichen schwerster Verzweiflung erkennen. Sie hatten angenommen, in einem riesigen Tempel des Wissens einen großen Beitrag zu leisten, den Anwohnern das Lesen näherzubringen. Um dies attraktiver zu machen, wurden zahlreiche Köder eingepflanzt: vor Ort gibt es freien Internet-Zugang an modernen Rechnern, man kann sich CDs anhören und Filme

anschauen. Alles natürlich „kostenlos“. Schon der Gedanke solcher medialer „Köder“ zeugt von Dummheit oder ideologischer Verblendung.

Wie sich herausstellte (und jeder einigermaßen nüchterne Anrainer vorhergesagt hätte), waren die eifrigsten Nutzer die Kinder von Zuwanderern, die ihre Freizeit zuvor in den nahegelegenen Parks und Einkaufszentren verbracht hatten und nun in Scharen die neue „Bibliothek“ in Beschlag nahmen. Mit Schrecken erkannten die Bibliotheksmitarbeiter, daß sie de facto in einem riesigen Multikulti-Kindergarten arbeiteten, in dem hauptsächlich Internet-Spiele konsumiert wurden. Bittere Ironie dabei: Die „Bibliothek“ ruinierte zum Teil die Geschäfte der Eltern besagter Kinder (z.B. Internet-Läden) – mit deren Steuergeld. Nach täglichen Konflikten wurde der Internetzugang für *alle* Besucher drastisch eingeschränkt, um ja nicht zu diskriminieren.

Ghettos

Die Begrenzung von Gemeinschaften weckt heute unangenehme Assoziationen. Menschenansammlungen mit kultureller Homogenität, die nicht dem Mainstream der Leitunkultur entsprechen, seien „Parallelgesellschaften“. Dabei ist es frag-

lich, ob es ohne gemeinsame Kultur überhaupt Gemeinschaft im engeren Wortsinn geben kann. Dies scheint auch links und rechts so gesehen zu werden, die einen fordern daher die Monokultur, die anderen die Multikultur. Beides läuft auf dasselbe hinaus und hat dieselbe ideengeschichtliche Wurzel: die Verschmelzung von Nationalismus und Demokratismus. Anstelle echter Gemeinschaften tritt der Mythos der Volksgemeinschaft, der alle kleineren Identitäten einer fiktiven Großidentität opfert. Das politische Projekt des Multikulti ist subtiler, da es die Kulturvielfalt betont, aber stets nur „Kulturelles“ gelten läßt, das aus bezugslosen Kulturfragmenten besteht. Jede Kultur mit lokalem Bezug hat einem einheitlichen Gemisch von beliebig politisch instrumentalisierbarem Ethnokitsch zu weichen.

Die zweite Assoziation begrenzter Kulturräume innerhalb von Menschenballungen ist noch verheerender: das Ghetto. Spätestens seit den National-Sozialisten gilt die kulturell homogene, baulich abgeschiedene Siedlung als Vorstufe des Konzentrationslagers. Tatsächlich handelte es sich aber um eine Umkehrung des Konzepts, die schon vor den Nazi-Sozis begonnen hatte. Ghettos waren ursprünglich freiwillige Konzentrationen kulturell ähnlicher Menschen. Insbesondere die Juden neigten zur lokal konzentrierten Ansiedlung in Städten,

weil dies die Ausübung der strengen religiösen Vorschriften erleichtert, insbesondere die Beschränkung der zulässigen Schrittzahl am Sabbat. Sogar die Ghettomauern scheinen solchen Bedürfnissen zu entsprechen. So wurde vor einiger Zeit kundgetan, daß orthodoxe Juden, die sich wieder in Wien angesiedelt haben, symbolische Mauern um ihre Wohngebiete errichten wollten, um einen sogenannten „Eruv“ zu schaffen. Am Sabbat ist es nämlich nicht erlaubt, etwas vom privaten in den öffentlichen Raum zu tragen. Um das Leben zu erleichtern, wird der öffentliche Raum daher durch Begrenzung zu einem zumindest symbolischen privaten Raum gemacht. Diese angedeutete Mauer in Wien soll eine Million Euro kosten und großteils aus Drähten bestehen.

Die historischen Mauern, deren Tore von außen wie von innen verschließbar waren, boten zusätzlich Schutz vor der übrigen Bevölkerung. Dieser Schutz war angesichts immer wieder vorkommender Pogrome nötig. Darum siedelten Juden auch oft in der Nähe der Obrigkeiten, unter deren Schutz sie standen. Das Ghetto war ein Privileg.*⁶*

Natürlich kann es sein, daß die Mauer eher den Wünschen der Außenseite als der Innenseite des Ghettos entspricht. Doch jede Mauer hat zwei Seiten. Aktuelle Beispiele sind

Zigeunersiedlungen. Wer beim Begriff „Zigeuner“ zusammenzuckt, und mir mit politischer Korrektheit kommen will, für den habe ich die Retourkutsche, daß das Zusammenzucken ein Hinweis auf den eigenen „Rassismus“ ist.

Das nordböhmische Aussig an der Elbe geriet vor zehn Jahren in die Schlagzeilen, als der Bürgermeister dem Wunsch der Mehrheit entsprach und eine Mauer zwischen einer Zigeunersiedlung und den Anwohnern errichten ließ. Das Ghetto war freiwillig entstanden, jedoch bloß aus dem freien Willen der Zigeuner, nicht aus dem der Eigentümer der bewohnten und benachbarten Grundstücke. Es handelte sich um einen Straßenzug mehrerer verfallender Mietkasernen, die durch die Zigeuner besetzt wurden, ohne daß sie jemals Miete bezahlten. Die Lebensverhältnisse waren abstoßend, der Müll türmte sich, Gestank und Ratten waren allgegenwärtig. Drei Viertel aller Straftaten wurden von den ansässigen Zigeunern begangen. Eine Mauer sollte helfen, die ständigen Konflikte mit der angrenzenden Einfamilienhaussiedlung zu vermindern. Es handelte sich um einen bloß 60 Meter langen, geradlinigen Bau, der das Ghetto nicht umkreiste und einsperrte, sondern nur eine schmale Trennlinie entlang der Straße zog.

Westliche Medien machten daraus eine reißerische Geschichte über „Rassismus“, und der Druck auf die Gemeinde wuchs von Tag zu Tag. Schließlich schaltete sich die EU ein und erpreßte Tschechien damit, daß solche Maßnahmen die „EUFähigkeit“ beeinträchtigen würden. Der tschechischen Regierung blieb nichts anderes übrig, als mit Polizeigewalt den sofortigen Abriß der Mauer zu erzwingen. Der Aussiger Bürgermeister konnte es nicht fassen und meinte: *Die Regierung ist verrückt geworden. Hoffentlich dreht das Parlament nicht auch noch durch.* Damit der Konflikt vor Ort nicht eskalierte, mußte die Zentralregierung viel Geld in die Hand nehmen und kaufte den Anrainern ihre Häuser ab. Hämisches könnte man schließen: Ethnische Säuberung statt Mauer.

Doch Aussig ist nicht der einzige Fall dieser Art, die anderen wurden bloß nicht zu Schlagzeilen. In der Siebenbürgener Stadt Sankt Georgen liegt das Zigeunerghetto etwa am Rande der Stadt und die dort stehende Mauer wird von beiden Seiten als normal akzeptiert.

Die gesamte Problematik schließlich ist ein weiteres Beispiel für die gegenläufigen Folgen der Entgrenzung. Die zwangsweise Ansiedlung von Zigeunern ist eine weitere Facette der Moderne, die kleinräumige Grenzen abschafft, um die Lücke

durch totale Kontrolle zu schließen. In Rumänien wächst momentan die Abneigung gegen Zigeuner aus der Verzweiflung, daß sich seit der „Grenzöffnung“ der Ruf der „Rumänen“ drastisch verschlechtert hat. Zigeunerbanden mit rumänischer Staatsbürgerschaft hatten sich nämlich aus Rumänien z.B. nach Österreich aufgemacht, um dort auf Raubzug zu gehen. Insbesondere junge Rumänen grämt es sehr, daß sie im Westen nun auf Ablehnung und Verachtung stoßen.

Mir widerstrebt jene Korrektheit, die illusionär ist, weil sie die Realität zurechtbiegt, damit sie gefälliger wird. Doch aus Rücksicht sollte ich doch nochmals mit Nachdruck festhalten, daß ich der Identität und Kultur von Zigeunern durchaus zugeneigt bin und es als herben Verlust empfinde, daß die moderne Welt dieser Kultur keinen Platz mehr läßt. So wie die Aborigines in Australien, sind die Zigeuner zum großen Teil das, was man heute „Modernisierungsverlierer“ nennt. Gerade aus Zuneigung gegenüber solchen Kulturen sollte man sich aber bei der Beschreibung ihres gegenwärtigen realen Zustandes kein Blatt vor den Mund nehmen. Womöglich fallen sie aber gerade deswegen als „Verlierer“ auf, weil sie weniger als andere verloren haben und ihre Domestizierung noch nicht gänzlich geglückt ist. Der Widerspruch zur positiven Konnotation von Emerson, die ich eingangs zitierte, ist

mir bewußt und willkommen. Er hätte das „fahrende Volk“ aber bestimmt als „auf der Reise zuhause“ betrachtet und ihm einen in seinem Sinne höheren Grad an „Domestizierung“ zugestanden. Er meinte nämlich keineswegs die Verhaustierung mit diesem irreführenden Begriff, sondern vielmehr das Reifen eines *dominus in domo*, einer Persönlichkeit, die ihr seelisches Zuhause gefunden hat.

Kulturreserve

Die Aborigines, die ich eben erwähnte, bieten heute ein noch düstereres Bild. Interessanterweise scheint sich ihre Situation mit steigendem Wohlstand verschlimmert zu haben.

Um für vergangene Landnahme Wiedergutmachung zu leisten, wurden große Teile Australiens Vertretungsorganisationen der Aborigines übergeben. Im „Northern Territory“, wo Aborigines ein Drittel der Bevölkerung stellen, kontrollieren sie heute die Hälfte des Landes. Das „Northern Land Council“ etwa verwaltet ein Stück Land von der Größe Frankreichs.

Viele leben in geschlossenen Dörfern, für deren Zutritt Fremde eine Genehmigung benötigen. Ihre Anführer argumentieren, daß sich nur so ihre Kultur schützen ließe. Man kann also

von Reservaten sprechen. Kulturelle Trennung wird meist dann für nötig befunden, wenn eine Kultur unbewußt als schwächer wahrgenommen wird. Dies bedeutet aber in der Regel, daß die Kulturträger die Aufgabe ihrer Kultur zugunsten einer anderen, bzw. zugunsten einer Misch- oder gar Unkultur vorziehen, wenn dies allzu leicht möglich wird.

Dies scheint bei zahlreichen traditionellen Kulturen tatsächlich der Fall zu sein. Denn diese Kulturen basieren auf strengen Codes und Einschränkungen individuellen Handelns, auf unangenehmen bis schmerzhaften Initiationsriten und auf hierarchischen Strukturen. Sobald sich insbesondere den Jüngeren, die erst „sozialisiert“ werden, also diesen Strukturen gefügig gemacht werden müssen, leicht zugängliche Alternativen bieten, die bequemer sind, schwindet die traditionelle Kultur. Dies mag man bedauern oder begrüßen, man sollte aber in jedem Fall über die Implikationen ehrlich sein.

So ist verständlich, warum viele traditionelle Kulturen mit Abschottung reagieren. Die Veränderungen im letzten Jahrhundert schufen zwar zahlreiche Grenzen. Doch sie hoben auch viele Grenzen auf. Die Grenzen, die geschaffen wurden, sind Zäune und Mauern zur Kontrolle der Bevölkerung. Die Grenzen, die verschwanden, sind kulturbedingte Abwehrme-

chanismen. Viele Kulturen wurden durch Massenmord und „Kulturrevolutionen“ weitgehend ausgelöscht. Andere gerieten unter Druck. Nach dem zweiten Weltkrieg etwa mußte sich die letzte große, stabile, vormoderne Kultur öffnen: Japan. Bis heute hat sich eine fremde Mentalität gehalten, die als Relikt uns noch immer am denkbar fernsten scheint. Doch die Kultur, die diese Mentalität schuf, ist verstorben. Den jungen Menschen in Japan geht es nach ihrem Dafürhalten wohl viel besser, darum würden sie sich wahrscheinlich jederzeit wieder für die moderne japanische Lebensform entscheiden und die traditionelle Kultur als untragbare Einschränkung empfinden. Wie oft zu beobachten, geht das Ende einer traditionellen Kultur oft mit einer negativen Übertreibung einher. Japan ist heute auf kulturellem Gebiet gar für den Westen ein „Innovator der Dekadenz“ – japanische Unterhaltungsformate, Lebensstile, Produkte treiben die Grenzen des Anstands immer weiter hinaus. Dem Kritiker dieser Entwicklung kann man allerdings stets vollkommen zu Recht entgegenhalten, daß das Ende der ritterlich-asketischen Kultur Japans wohl nur durch Abschottung vermeidbar gewesen wäre. Und diese Abschottung hätte die japanischen Inseln zu Reservaten gemacht, in denen von dem, was wir heute für Freiheit halten, wenig bliebe.

Auch in Australien wurde Kritik an den Aborigines-Reservaten laut. Das Leben dort wirkt auf den Beobachter oft unerträglich. Denn die traditionellen Strukturen scheinen angesichts der modernen Probleme, die sich auch aus den Reservaten nicht aussperren lassen, hilflos zu sein. Diese Probleme sind zum großen Teil auf scheinbar wohlmeinende Politik zurückzuführen. In den 1960er-Jahren wurden im Namen der „Antidiskriminierung“ Gesetze erlassen, die gleichen Lohn für Aborigines und für Europide vorschreiben. Die ökonomisch offensichtliche Folge war, daß fast alle Aborigines ihre Arbeit verloren und seitdem die überwiegende Mehrheit von Sozialhilfe lebt. Diese Folgen sind so offensichtlich, daß es schwer fällt, hier wirklich von guten Intentionen auszugehen. Natürlich ist der typische Wähler hinreichend ahnungslos oder verführt, um auch das Offensichtliche nicht sehen zu können, doch politische Änderungen lassen sich selten durch den Meinungswandel der Wähler erklären. Hinter dem Meinungswandel stehen Intellektuelle, Journalisten und Politiker, die es besser wissen.

Bei den Aborigines trat also dasselbe Phänomen auf wie bei den amerikanischen Ureinwohnern. Es wurde in einer früheren Ausgabe der Scholien schon einmal angesprochen: Ihr Leben ist auch materiell betrachtet das Leben in einem Reser-

vat oder, um ein schärferes Wort zu wählen: in einem Menschenzoo. So wie die Zootiere regelmäßig gefüttert werden, überweist der Staat regelmäßig Geld. Wenn sie garstig sind, werden sie weggesperrt. 84 Prozent der Gefängnisinsassen im „Northern Territory“ sind Aborigines.

Strenge Liebe

Seit einigen Jahren nun bemüht sich die australische Politik um eine scheinbare Kehrtwende, die jedoch nichts anderes als konsequente Zoopolitik ist. Es kam die berechtigte Kritik auf, daß die selbstgewählte Abschottung Mißständen Unterschlupf bietet. Was ist denn das für eine Kultur, die hier bewahrt wird, lautet die politisch unkorrekte Frage. Ist es eine Kultur von Alkoholmißbrauch, häuslicher Gewalt, Vergewaltigungen von Frauen und Kindern? Im Menschenzoo müßte einmal ausgemistet werden, es sei eine Politik der „tough love“, der „strengen Liebe“ nötig, wurde proklamiert.*7*

Die Sozialhilfe wird nun zunehmend an Wohlverhalten gekoppelt. Doch der neue Paternalismus geht noch wesentlich weiter: So wurde stellenweise eine Aborigines-spezifische Prohibition eingeführt. Mit Hilfe der Armee kamen die Reservate unter ein strengeres Regime. Wider das Gesetz gegen

„Rassendiskriminierung“ von 1975 wurden Alkohol und Pornographie in Aborigines-Siedlungen verboten – nicht jedoch in den weißen Nachbargemeinden. Die Sozialhilfe kam in Gutscheinen, die nicht mehr beliebig eingelöst werden konnten. Diese totalitäre Politik „funktioniert“ ausgezeichnet, wiewohl der Widerstand auf Seiten der Aborigines nicht ausblieb. Denn freilich ist damit auch ein Umbau der Strukturen verbunden. So werden Geschäfte und Projekte von Frauen staatlich gefördert, was die Männer als Verrat seitens ihrer Frauen interpretieren – denn der Wohlstand nimmt nicht mehr die traditionell patriarchalen Wege. Ein ähnlicher Umbau der Gesellschaft erfolgt in Bangladesh durch Mikrokredit-Projekte, die großteils dezidiert feministische Ziele aufweisen.

Anti-Diskriminierung

Wir können hier eine interessante Umdrehung beobachten, die sich immer wieder findet. Nachdem die Gleichbehandlung anstelle vermeintlicher Diskriminierung nicht die gewünschten Resultate der Gleichheit bringt, ruft man nun im Namen der Anti-Diskriminierung nach Ungleichbehandlung. Das Präfix „Anti“ hat oft diese Bedeutung: Eine Spiegelung, die eben ein Spiegelbild hervorbringt, das dem Grundbegriff

stark ähnelt. Ein anderes Beispiel sind die sogenannten „Anti-Faschisten“, Faschisten der Geschmacksrichtung „Anti“, ein hochgradig unduldsamer, engstirniger, gewaltbereiter Pöbel.

Die Anti-Diskriminierung ist letztlich Diskriminierung mit utopischen Zielen. Der südafrikanische Intellektuelle Steven Farron machte mich auf seine gewagte, aber plausible These aufmerksam, daß der national-sozialistische Genozid aus angewandter Anti-Diskriminierung folgte. Diese politisch unkorrekte These wird verständlich, wenn wir die Situation in Südafrika betrachten. Dort finden wir eine weiße Minderheit, die nachwievor in allen Kategorien wesentlich erfolgreicher ist als sie schwarze Mehrheit. Nachdem die Mehrheit die Macht errang, also auch Südafrika demokratisiert wurde, versucht die Politik nun durch massive Ungleichbehandlung die Unterschiede auszugleichen. Auf Englisch nennt man diese Anti-Diskriminierung euphemistisch *affirmative action*. , Indem die einen bevorzugt werden, müssen die anderen natürlich benachteiligt werden.

Farron zeigt in einer Publikation⁽⁸⁾, daß die Situation im Nazi-Sozi-Reich ähnlich war. Eine rassisch verschiedene Minderheit war augenscheinlich wesentlich erfolgreicher als die autochthone Mehrheit. Bei dieser Minderheit handelte es

sich um Juden, die 1930 bloß 0,74 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten. Und doch waren 16,5 Prozent der deutschen Ärzte, 22 Prozent der Anwälte und 50 Prozent der Theaterdirektoren Juden. Auch wirtschaftlich waren sie deutlich erfolgreicher: 57 Prozent der Metallindustrie waren in jüdischen Händen. Während 6 Prozent der Einzelhandelsunternehmen jüdisch waren, machten diese 26 Prozent der Umsätze – bei Kaufhäusern gar 79 Prozent. Juden stellten zudem 40 bis 50 Prozent der Topmanager. Auch akademisch waren sie erfolgreicher: während 10 Prozent der Studenten in Preußen jüdisch waren, waren es 34 Prozent der Graduierten.

Gitta Sereny, die Stieftochter des österreichisch-jüdischen Ökonomen Ludwig von Mises, fragte einmal einen ehemals hohen Nazi-Sozi, wie er sich gefühlt hatte, als er von der Endlösung hörte. Er antwortete: *Natürlich schrecklich, furchtbar. Andererseits, wenn man weiß, wie die Lage in Deutschland in den frühen 1930ern war ... Als ich sagte, daß ich Jus studieren wollte, nahm mich jemand aus meiner Familie mit ins Justizministerium nach Berlin. Wir spazierten entlang des Korridors und er ließ mich die Namen an den Bürotüren lesen, an denen wir vorbeikamen. Fast alle waren jüdisch. Genauso war es bei der*

Presse, den Banken, Konzernen ... Das war nicht in Ordnung. Es hätte doch wenigstens ein paar Deutsche geben sollen.✽⁹✽

Verschwörungstheorien lagen nahe. Doch Farron führt diese auf ein Mißverständnis einer freien Gesellschaft zurück. Erfolg ließe sich hier im Wesentlichen darauf zurückführen, besser darin zu sein, den Menschen das zu geben, was sie wünschen: *being better than other people at supplying the public with what it wants*. Diese Fähigkeit führt Farron auf die durchschnittliche höhere Intelligenz von Aschkenazim hinaus, die auch der Intelligenzforscher Richard Lynn bestätigt. Dies ist freilich nicht unbestritten.

Folgender Umstand, der dafür spricht, wird den Leser sicherlich überraschen: Die National-Sozialisten verboten IQ-Tests. Dies zeigt die Absurdität, Intelligenzforschung in den Nahebereich national-sozialistischen und sozialdarwinistischen Denkens zu rücken. Die Nazi-Sozis schlossen offenbar aus dem durchschnittlich besseren Abschneiden von Juden, daß die Tests eine pro-jüdische Voreingenommenheit hätten.

Nun ist es zwar politisch hochgradig unkorrekt, aber die Parallelen zu heutigen Debatten, die eine ironische Umdrehung zeigen, sind augenscheinlich. Nicht nur in Südafrika wird jedes Maß, bei dem Weiße im Schnitt besser abschnei-

den, als rassistisch verurteilt. Auch die USA sind Vorreiter der Anti-Diskriminierung. Ein Beispiel, das Farron in einem Vortrag gab: Bei den nationalen Prüfungen für Mediziner hätten Weiße stets wesentlich besser abgeschnitten. Um den Anteil schwarzer Ärzte zu erhöhen, wurden so laufend die Kriterien erleichtert. Heute haben diese ein solches Niveau erreicht, daß 99,7% (!) der Weißen die Prüfung bestehen.

Solche Fakten werden heute aus falsch verstandenem Anti-Rassismus verschwiegen. Mir würde es niemals einfallen, Schwarzen eine geringere Menschenwürde zuzumessen. Man sollte auch vermeiden, Menschen allein nach Äußerlichkeiten einzuordnen. Doch genau dies tun Anti-Rassisten. Für diese Art von Rassisten sind Schwarze, Zigeuner, Aborigines etc. minderwertige Rassen, die den Schutz des weißen Mannes benötigen und deren Minderwertigkeit durch gesetzlichen Zwang kompensiert werden muß. Die Folge ist meist eine Zunahme von Vorurteilen, die entweder gespiegelte, projizierte oder kompensatorische Vorurteile sind. In den USA meiden auch Schwarze schwarze Ärzte. Unfähige Schwarze in hohen Positionen in Südafrika, die diese nur durch politische Anti-Diskriminierung erreichten, perpetuieren das Bild des unfähigen Schwarzen. Die Erinnerung an den Umgang mit südafrikanischen und amerikanischen Behördenvertretern

schwarzer Hautfarbe jagt mir noch immer ein Schauern über den Rücken.

Vorurteile

Vor vielen Jahren mußte ich hierzulande durch eine Anti-Rassismus-Schulung gehen. Zwei junge Juristinnen hatten die Aufgabe, meine „interkulturelle Sensibilität“ zu schärfen. Das war natürlich ein Riesenspaß. Als einziger Teilnehmer dieser Schulung hatte ich als Teilausländer das, was man in den USA salopp *street cred* nennt, also selbst Anspruch auf Antidiskriminierung. Ich trieb die Damen in die allergrößte Verzweiflung. Denn, selbst immunisiert gegen ihren Anti-Rassismus, konnte ich es nicht unterlassen, die Skurrilität ihres Denkens und ihrer Methoden bloßzustellen. Die Methode der „Sensibilisierung“ bestand nämlich darin, daß in Rollenspielen jeweils einer den „Neger“ spielen mußte und die anderen die Herrenmenschen. Der „Neger“ war stets der rassistisch unterlegene, der auf die Hilfe sensibilisierter Herrenmenschen angewiesen war. Schließlich wurde nach üblichem Muster psychologisiert, wie „es einem dabei ging“. Wenn es nicht so traurig wäre, könnte man sich darüber schiefachen.

An den Universitäten ist neben der Gendersensibilisierung noch immer die Interkultursensibilisierung sehr in Mode. Die dazugehörige Interkulturwissenschaft zeigt ein paradoxes Bild. Ziel ist, Vorurteile abzubauen und Verständnis für andere Kulturen zu schaffen. Dazu werden diese Kulturen größtenteils zur Analyse in Dimensionen zerlegt. Diese Dimensionen wiederum entsprechen eigentlich genau dem, was man landläufig als „Vorurteil“ betrachtet. Amerikaner wären so und so, Japaner hingegen so und so. Meinen Studenten an der Wirtschaftsuniversität gab ich die schwierige Aufgabe, festzustellen, ab wann eine Aussage ein Vorurteil wäre. Es blieb zwar unausgesprochen, doch kam im Zuge der Debatte doch deutlich heraus, daß böse Vorurteile all jene sind, die vom Antirassismus als minderwertig betrachtete Gruppen betreffen, während es sich bei vereinfachenden Aussagen über Herrenmenschen hingegen um „interkulturelle Kompetenz“ handelt. Damit Aussagen über Untermenschen derart kompetent erscheinen, müssen sie jedoch so verklausuliert ausgedrückt werden, daß sie hinreichend abstrakt sind.

Dabei ist ohnedies zu hinterfragen, warum „Vorurteile“ als so negativ betrachtet werden. Sie sind eigentlich selbstverständlich. Das unduldsame Vorgehen gegen Vorurteile ist in der Regel eine Unduldsamkeit mit dem realen Menschen, wie er

leibt und lebt. Dieser soll zu einem vollkommen „rationalen“ Automaten umprogrammiert werden, der keine „Sensibilitäten“ verletzt, weil er nur noch zu gefühlskalter „Solidarität“ über Institutionen und nicht mehr zu wahrer Nächstenliebe fähig ist. Liebe diskriminiert per Definition. Liebe, die keinen Unterschied macht und kennt, ist Gleichgültigkeit mit einem künstlichen, aufgesetzten Lächeln.

Der brillante Arzt und Autor Anthony Daniels, der unter dem *nom de plume* Theodore Dalrymple schreibt, wies mich auf die Bedeutung von Vorurteilen hin.^{*10*} Ohne Vor-Urteile wäre das Leben unerträglich, denn wir können nicht ständig neue, präzedenzlose Urteile fällen über alles, was uns unterkommt. Zwar sind wir hinreichend vernunftbegabt, um zu urteilen und Urteile bei neuer Sachlage zu ändern. Doch unsere Vernunft kann diese schwierige Aufgabe nur deshalb meistern, weil sie nicht dadurch abgelenkt wird, jede einzelne Wahrnehmung „unparteiisch“ zu beurteilen. Der allergrößte Teil unseres Lebens verläuft in Routinen, die uns erst den Freiraum geben, Wichtiges zu entscheiden. Das Klassifizieren von Wahrnehmungen, bewährte Reaktionen, Erwartungshaltungen, Umgangsformen, all dies sind Vorurteile. Manche dieser großteils unbewußten Verhaltens- und Wahrnehmungsmuster beziehen sich auf Charakteristika von Men-

schengruppen. Jede spezifisch betrachtete Eigenschaft ist willkürlich. Aber ohne Kür kein Wille, auch wenn sie uns unverständlich, „uninformiert“ oder zufällig erscheint.

Rationalismus

Friedrich A. von Hayek zitierte einmal Alfred Whitehead mit der Beobachtung: *Es ist ein zutiefst falscher Gemeinplatz [...], daß wir die Gewohnheit pflegen sollten, darüber nachzudenken, was wir tun. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Die Zivilisation schreitet dadurch fort, indem die Anzahl wichtiger Operationen zunimmt, die wir durchführen können, ohne über sie nachzudenken.*⁽¹¹⁾*

Die Überbetonung der Vorurteilsfreiheit, des ständigen Nachdenkens und nötigen „Bewußtseins“, damit uns eine gedankliche Vorzensur vor unsensiblen Äußerungen bewahrt, hielt Hayek wohl für eine der Facetten des übertriebenen Rationalismus der Moderne. Hayek nimmt sogar selbst die Schmähung als „antirationalistischer Denker“ an und reiht sich in eine etwas eigenwillige und eigenartige Tradition von Bernard de Mandeville über David Hume bis Carl Menger. Doch auch an die Scholastik schließt er an: *Den mittelalterlichen Denkern hatte Vernunft vor allem eine Fähigkeit bedeutet,*

*Wahrheit zu erkennen, besonders moralische Wahrheit, wenn sie sich mit ihr auseinandersetzen, und nicht so sehr eine Fähigkeit, im Wege deduktiven Denkens aus vorgegebenen Prämissen Schlußfolgerungen zu ziehen. Und sie waren sich sehr genau bewußt, daß viele der gesellschaftlichen Institutionen keine Erfindungen der Vernunft waren, sondern etwas, das sie, in ausgesprochenem Gegensatz zu allem, was erfunden wurde, „natürlich“ nannten, d.h., was spontan gewachsen ist.*¹²**

Der große Unterschied zwischen der Vernunftorientierung der Scholastik und dem übersteigerten Rationalismus der Gegenwart sei in der lateinischen Maxime ausgedrückt: *ratio non est iudex, sed instrumentum*. Die Vernunft ist ein Werkzeug der Erkenntnis, aber nicht der einzige Richter.

Nigger

Die schöne neue Welt des rationalen, vorurteilslosen Menschen, der in der „Interkultur“ vollkommen aufgeht, halte ich für eine Dystopie. Erst in dieser neuen „Interkultur“ nimmt das Vorurteil jene Bedeutung an, die uns eigentlich daran mißfällt: Oft ist damit eben die Wahrnehmung einer oberflächlichen Verhaltens- und Gemütsähnlichkeit gemeint. Diese „Vorurteile“ werden jedoch nicht nur pauschal einer

nach Nation oder Rasse zusammengefaßten Menschengruppe zugesprochen, sondern heute immer häufiger bewußt von dieser Menschengruppe gepflegt. Je weniger die Kultur gilt, desto mehr gewinnen nämlich solche Massenphänomene der „Interkultur“ an Bedeutung.

In den USA etwa bildeten Schwarze eine Unkultur der *blackness*, die ganz bewußt den schlimmsten „Vorurteilen“ dieser Art entspricht. Der *cool nigger* ist ein nichtsnutziger, gewaltbereiter Macho mit antisozialen Umgangsformen. Ähnliches können wir bei euphemistisch als Subkulturen bezeichneten Verhaltenspathologien von Zuwandererkindern in Europa beobachten. Die Parallelen zur schwarzen Unkultur sind offensichtlich: Ein Chauvinismus, der Wissen, beruflichen Erfolg, Mitgefühl geringschätzt. In den USA führt das so weit, daß Schwarze, die erfolgreich sind, als Verräter betrachtet werden, die innerlich zu Weißen wurden. Dieser Anti-Rassismus ist viel erbarmungsloser als alle Vorurteile, die Weiße gegenüber Schwarzen haben mögen.

Ein Beispiel ist der Kultfilm „Do the Right Thing“ (1989), mit dem die Karriere des Kultregisseurs Spike Lee begann. Das Präfix „Kult“ ist immer ein guter Hinweis auf Unkultur, auf jene Form des Kitsches, die das Häßliche, Dumme, Nie-

derträchtige glorifiziert. Der Film handelt von einer italienischen Familie, die in einem schwarzen Ghetto eine Pizzeria betreibt. Der Inhaber hat eine väterliche Zuneigung für seine Kunden und hält trotz gesellschaftlichen Verfalls vor Ort die Stellung. Seine Söhne und andere Wohlmeinende raten ihm, das Ghetto zu verlassen. Er weigert sich. Generationen seien mit seinem Essen aufgewachsen, daher empfindet er Verantwortung für sie. Schließlich wird das wahr, wovor ihn einer seiner Söhne gewarnt hatte, der zunehmend schwere „Vorurteile“ an den Tag legt: Ein lächerlicher Konflikt eskaliert durch die Gewaltbereitschaft vor Ort. Dieselben Menschen, die seine Pizze lieben, werden plötzlich zu einem hirnlosen Pöbel, der die Pizzeria niederbrennt. Ich habe noch nie einen so rassistischen Film gesehen, werden doch Schwarze als vernunftunbegabte Zombies dargestellt. Es ist kein Wunder, daß der Film als großer Film des Anti-Rassismus und der Interkultur gilt. Das ist freilich nur möglich, weil der Regisseur selbst schwarz ist. Wir haben es hier mit derselben Antidiskriminierung zu tun, im Zuge derer in den USA die Existenz von Weißen, denen das Wort *nigger* herausrutscht, zerstört wird, während dasselbe Wort bei Schwarzen ein angesehener Kultbegriff ist.

Tehrangelles

Die Häufung von kulturell ähnlichen Menschen wird interessanterweise nur bei jenen Gruppierungen als problematisch angesehen, die der Anti-Rassismus für minderwertig hält. Warum gelten schwarze Ghettos als ein Hinweis auf mangelhafte Stadtplanung, während Chinatowns als Bereicherung empfunden werden? Liegt es etwa *horribile dictu* an der unterschiedlichen Bewertung von Kulturen?

Ein anderes Beispiel ist die geographische Konzentration von Auslandsiranern. Menschen ziehen meist ein vertrautes Umfeld vor, siedeln daher eher dort, wo bereits Bekannte oder kulturell Näherstehende leben. Während Konzentrationen von türkischen Zuwanderern in Europa als sozial problematische Ghettos im negativen Sinne gelten, erwecken Konzentrationen kulturell ähnlicher Iraner nicht diese Assoziation. Dies liegt freilich daran, daß die türkischen Zuwanderer vorwiegend Wirtschaftsflüchtlinge aus den rückständigsten Regionen Anatoliens sind. Die iranische Diaspora hingegen entstand durch die Flucht der eher westlich eingestellten Elite des Landes vor der Islamischen Revolution, auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

Los Angeles wird aufgrund der hohen Dichte von Iranern oft scherzhaft als Tehrangeles bezeichnet. Die hohe Konzentration bietet zahlreiche Vorteile, insbesondere konnte so dort ein Zentrum iranischer Kultur entstehen. Unzählige persischsprachige Fernsehkanäle werden von Los Angeles in alle Welt ausgestrahlt, Bücher publiziert, Zeitschriften herausgegeben, Künstler, besonders Musiker, finden dort eine geschützte Wirkungsstätte.

Freilich handelt es vorwiegend um Popkultur, die droht, im zunehmenden globalen Gleichklang aufzugehen und ihre spezifische Qualität zu verlieren. Gegen die Befruchtung unterschiedlicher Kulturen ist natürlich nichts einzuwenden und Kultur ist in der Tat oft eine Brücke zwischen einander sonst fremden Menschen. Doch die Dominanz eines bestimmten Lebensstiles mit ganz bestimmten Ausdrucksformen ist doch bemerkenswert. Die Musikvideos, die auf manchen Sendern ununterbrochen laufen, sind bereits nahezu ununterscheidbar vom Angebot auf MTV: Dieselben, leicht bekleideten Damen, dieselben Rhythmen, dieselben Instrumente, nur noch ein paar fremdsprachige Sprechgesänge zwischen den englischsprachigen Refrains. Es gefällt offenbar und geht ja auch gut ins Ohr, es ist aber verständlich, daß die Sorge um eine gewisse Verdrängung besteht. Musik ist nicht

dadurch schon besser, daß sie traditionell ist, und musikalische Traditionen werden ja auch nachwievor auf hohem Niveau weitergeführt. Doch in der massenmedialen Massengesellschaft hat die Dominanz bestimmter Formen natürliche Auswirkungen, die verständliche Gegenreaktionen heraufbeschwören.

Kapitalisten

Mit Steve Farron geriet ich sogleich in Streit, als er oben erwähnte Überlegenheit, der Öffentlichkeit das zu geben, was sie will, glorifizierte. Die Juden seien eben die besseren Kapitalisten meinte er (selbst Jude), denn das sei für ihn der Inbegriff des Kapitalismus. Diese Definition ist es durchaus wert, sie näher in Betracht zu ziehen. Interessant ist, daß dies so ziemlich der Definition entspricht, die Henry L. Mencken mit etwas Augenzwinkern für die Demokratie gab: *Democracy [... is] the theory that the common people know what they want, and deserve to get it good and hard.*⁽¹³⁾ Es handle sich um die Theorie, daß gewöhnliche Menschen wüßten, was sie wollten, und es auch nicht besser verdienten, als genau das zu bekommen. Auch Ludwig von Mises verglich den Kapitalismus mit der Demokratie und blieb daher Zeit seines Lebens Demokrat, was ihn ein wenig von den *US-libertarians* entfremdete,

die in der Tradition der Gründerväter eher demokratieskeptisch waren. Für ihn war der Kapitalismus gewissermaßen die Perfektionierung der Demokratie als Dollardemokratie: jeder Dollar eine Stimme.

Ich habe schon in einer früheren Ausgabe, das Konzept *what the public wants* kritisch beäugt. Steve Farron trat mir mit einem spiegelbildlichen Zugang entgegen. Er stimmt mir vollkommen zu, daß dies zu einer Auffassung des Unternehmers als eines bloßen Erfüllungsgehilfen der Masse führt und kaum Platz für moralische Verantwortung läßt. Doch gerade dies preist er als großartig. Ist es nicht hervorragend, provozierte er mich, daß ein Henry Ford so „unternehmerisch“ und „kapitalistisch“ war, selbst für Stalin ein Werk zu errichten. *Pecunia non olet!*

Farron überraschte mich damit, vieles ganz ähnlich wie ich zu sehen, aber genau gegenteilig zu bewerten. Ihm war so auch ein hochinteressanter Widerspruch in Ayn Rands Werk *The Fountainhead*⁽¹⁴⁾ aufgefallen, den nur wenige sehen. Rand gilt als die bedeutendste Schriftstellerin, die in ihren Romanen für den Kapitalismus Partei ergriff. Paradoxerweise ist der Held in diesem Buch, Howard Roark, aber unternehmerisch eher erfolglos, weil dem idealistischen Architekten die künst-

lerische Integrität mehr bedeutet. Einer seiner Gegenspieler ist hingegen der erfolgreiche Medienunternehmer Gail Wynand. Wynands Medienimperium lebt davon, das zu schreiben, was die Menschen lesen wollen. Und dies ist in jeder Hinsicht Mittelmäßigkeit. Der gesamte Roman ist der Widerstreit zwischen der neiderfüllten Mittelmäßigkeit der Masse und dem einsamen Genie, das nach Höherem strebt und deshalb verachtet wird. Eine sehr kurze, unterhaltsame und bissige Zusammenfassung dieser *bible of right-wing losers* (laut fiktiver Gutmenschin Lisa Simpson) wurde kürzlich in der Zeichentrickserie *The Simpsons* geboten – um den Leser gleich zum Thema passend in die Untiefen der Popkultur zu lotsen. *¹⁵*

Gail Wynand hält sich für ungeheuer mächtig, und sein Erfolg scheint dies zu bestätigen. Als er jedoch versucht, seine Macht wider den Appetit der Masse einzusetzen, stellt er mit Schrecken fest, daß er vollkommen machtlos ist: er würde alles verlieren, sobald er aufhörte, der Masse zu dienen.

Steve Farron sieht Gail Wynand als den eigentlichen Idealtypus an, als den glorreichen Kapitalisten, der es am besten versteht, der Masse zu dienen. Ich habe für diesen Typus des Verführers, der nicht einmal ver-führt, sondern Dynamiken

der Verführung ausnützt und sich mit verführen lassen muß, um obenauf zu schwimmen, nicht viel übrig. Mein Unbehagen mit dem „Kapitalismus“ ist genau damit verbunden; nach Farrons Definition habe ich mich mit diesem Werturteil als Antikapitalist enttarnt. Das läßt mich kalt, der Begriff bedeutet mir nichts.

Verführer

Denn diese Art des „Kapitalisten“ wäre kaum vom Politiker im übelsten Wortsinne zu unterscheiden. Dieser Zugang erinnert mich an den Ausspruch des „Revolutionärs“ aus Opportunismus Alexandre Auguste Ledru-Rollin. Er rief einmal aus: *Da marschieren meine Leute; ich muß herausfinden, wohin sie gehen, damit ich sie anführen kann!* Genau das machen der heutige „Medienmacher“ und der heutige „Politiker“. Sie richten sich nach Meinungsumfragen und folgen den Launen der Masse, die wiederum nach diesen Meinungsumfragen geformt werden. Das Paradoxe ist ja eben, daß die Zeitungen, die das schreiben, was die Menschen lesen wollen, rapide deren Vertrauen verlieren. In der Politik ist dies noch dramatischer. Noch nie haben sich Politiker mehr an der Masse ausgerichtet und noch nie genossen sie jedoch auch weniger Vertrauen als heute. Wir sind wieder bei der ketzerischen

Frage, die ich schon einmal stellte: *Does the public want what the public wants?* Offenbar nicht.

Dieser Typus des Verführers läuft der Masse nach. Um scheinbar voranzugehen, muß er aber doch ein wenig voraus sein. Wie läßt sich der Widerspruch lösen? Auf unternehmerische Art und Weise: Sehen, wohin die Masse rennt und früher dort sein, wo der Troß vorbeikommen wird. Freilich läßt sich das auch positiv darstellen. Ist eine Meinungsumfrage nicht bloß eine Marktstudie? Liegt nicht genau hier die Aufgabe des Unternehmers: zu antizipieren, was die Menschen wollen werden, wenn sie es sehen? In einer vermassten Gesellschaft, deren Bewußtsein so stark gekoppelt ist, daß man schon fast von einem Schwarm sprechen kann, ist natürlich unternehmerischer Erfolg am ehesten dem beschieden, der die Massenpsychologie richtig einzuschätzen vermag. Die Dynamik des Kapitalismus wird zur Trägheit der Masse.

Es ist hierzu ein interessanter Gegensatz, daß die traditionelle Auffassung des Führens eher statisch ist. Während der Verführer hektisch voran läuft, ruht der Führer inmitten. Die gesamte Symbolik des Königtums weist traditionell diese Konnotation auf. Der ideale Führer ist die Sonne, um die eine Gesellschaft kreist. Diese Idealisierung kann natürlich sehr

gefährlich werden, wenn die Führung zur Verführung verkommt. Wenn sich der Gottkönig als Mensch herausstellt, geraten Gesellschaft und Religion in freien Fall. Doch akzeptieren wir für einen Moment diese Symbolik, um die Prinzipien besser verstehen und kontrastieren zu können.

Lao-Tsu gilt als erster Vertreter des *Laissez-Faire*, da er das Prinzip des *Wu Wei* prägte, das sich so übersetzen läßt. Doch die taoistische Tradition scheint damit andere Vorstellungen verbunden zu haben als die Liberalen des 18. und 19. Jahrhunderts. Vielmehr habe ich den Eindruck, daß dahinter genau diese Auffassung von wahrer Führung steht. *Wu Wei* bezeichnet wörtlich das [*Tun*] *ohne Tun*. Es ist zwar auch eine Empfehlung an den Herrscher, aber wohl vielmehr noch eine Beschreibung seiner Herrschaft. Wirkliche Macht ist statisch. Sie muß kein „Mikromanagement“ betreiben. Sie bildet ein natürliches Gravitationszentrum in der Mitte der Gesellschaft – erfüllt von königlicher *gravitas*. Den Usurpator hingegen erkennt man an seiner Ohnmacht, und diese Ohnmacht drückt sich durch ohnmächtiges Intervenieren aus. Der Ohnmächtige steht ständig kurz davor, die Kontrolle zu verlieren, darum macht sich seine „Führung“ als andauerndes, widersprüchliches, kurzfristiges Eingreifen in die Kreise der Gesellschaft bemerkbar. Diese Ohn-Macht stiftet Chaos, während

legitime Macht die Ordnung aufrecht hält. Je wahrhafter diese, letzere Macht, desto selbstverständlicher die Ordnung und desto mehr wird sie schließlich mit ihr synonym. Der wahre König rührt keinen Finger mehr, er ruht auf seinem Thron, *Wu Wei*, er regiert ohne zu regulieren.

Diesen Kontrast zwischen Regierung und Regulierung habe ich schon einmal angesprochen. Man könnte auch Führen und Organisieren unterscheiden. Ludwig von Mises hält letzteren Begriff für einen Ausdruck des Interventionismus: *Im Französischen waren die Wörter „organisieren“ und „Organisator“ vor dem Ende des 18. Jahrhunderts oder dem Beginn des 19. Jahrhunderts unbekannt. Hinsichtlich des Begriffs „organisieren“, beobachtete Balzac: „Dies ist ein neumodischer napoleonischer Begriff. Er bedeutet, daß du alleine der Diktator bist und mit Individuen so umgehst, wie der Baumeister mit Steinen.“* ❧¹⁶❧

Auf Englisch ist die etymologische Grundbedeutung des Begriffs „regieren“ noch deutlicher sichtbar: *to rule*. *Rule* ist auch die Regel(mäßigkeit), was ich an anderer Stelle schon als *nomos* bezeichnete. Die Regulierung unterscheidet sich von der Regel so wie die Flußregulierung vom Fluß: Erstere ist die zwangsweise Änderung von natürlichen Strömen. Der Usurpator, der nicht legitim regiert, behilft sich mit der Regulie-

rung: Er versucht, die Gesellschaft aufzulösen und eine neue künstlich zu schaffen. Seine Macht reicht jedoch nicht dazu aus, dem Strom schlicht ein neues Bett zu konstruieren. Er kann nur versuchen, das natürliche Bett zu schwächen und sich die Trägheit des Stromes zunutze zu machen. Diese „Macht“ ist stets bedroht, es setzt ein geradezu unternehmerischer Wettbewerb darum ein. Eine Heerschar an Möchtegern-Machthabern „surft“ um die Wette, jeder versucht durch Antizipation der Flut oben auf der Welle voranzuschwimmen. Der moderne Typus des „Politikers“ ist geboren.

Nach dem traditionellen Verständnis ist der *ruler* eher ein *code setter*. Code meint keine Gesetze im modernen Sinn, sondern überlieferte Normen des Zusammenlebens und ein Ethos der Herrschaft selbst. Der Krieger ist selbst der strengste Hüter seines eigenen Codes, der sein Handeln beschränkt und damit gesellschaftsfähig, gar gesellschaftsstiftend machen kann. Diesen Code hatte ich schon in der letzten Ausgabe exemplarisch beschrieben. Das moderne Gegenstück zum *code setter* ist der *trend setter*. Der Verführer „setzt“ Trends, indem er als erster einer neuen Mode anhängt. Diejenigen, die zu früh sind, machen sich lächerlich. Das richtige *Timing* wird allesentscheidend – in der Politik wie in der Wirtschaft. Wann wird die Masse bereit sein für den nächsten Wahnsinn? Wel-

chem der unzähligen kleinen Rinnsale wird der Hauptstrom folgen? Der Rinnsalsurfer, den die Welle dann hochspült, gilt im Nachhinein als *trend setter*. Hat er den *Trend* gesetzt oder der *Trend* ihn?

Der Geist der Masse

Mein Freund Alois Lang weist mich hierzu auf eine interessante BBC-Dokumentationsserie hin. „The Century of the Self“, das „Jahrhundert des Ichs“, stellt das Leben und Wirken von Edward Bernays, dem Neffen Sigmund Freuds, in den USA dar. Bernays kombinierte die Theorie der Masse nach Gustave Le Bon mit der Freudianischen Tiefenpsychologie. Er gilt als Begründer der PR (Public Relations) als Profession in den 1920ern. Hier Ausschnitte aus der Zusammenfassung dieser Dokumentation: *Er zeigte amerikanischen Konzernen, wie sie Menschen dazu bringen konnten, Dinge zu wollen, die sie nicht brauchen, indem Produkte aus Massenfertigung systematisch mit ihren unbewußten Sehnsüchten verknüpft wurden. Bernays war einer der wesentlichen Architekten der modernen Techniken der Massenkonumentenbeeinflussung [...]. Doch Bernays war überzeugt, daß dies mehr war als ein Weg, Produkte zu verkaufen. Es war eine neue politische Idee, wie man die Massen kontrollieren könnte. Durch Befriedigung der inneren irrationalen Bedürfnisse,*

die sein Onkel identifiziert hatte, ließen sich die Menschen glücklich und gefügig machen. Es war der Auftakt des alles verzehrenden Ichs. Das Programm erforscht, wie die Machthaber im Nachkriegsamerika Freuds Ideen über das Unterbewußtsein nutzten, um die Massen zu verführen und zu kontrollieren. [...] Dies war jedoch mehr als ein zynischer Manipulationsversuch. Die Machthaber glaubten, daß es der einzige Weg war, eine funktionierende Demokratie und eine stabile Gesellschaft zu schaffen [...]. Sowohl New Labour unter Tony Blair als auch die Democrats unter Bill Clinton nutzten die von Psychoanalytikern erfundene focus group, um die Macht zu erlangen. Sie formten ihre politischen Versprechungen nach den inneren Bedürfnissen und Gefühlen der Menschen [...]. Daraus entwickelte sich eine neue Kultur der PR und des Marketings in Politik, Wirtschaft und Medien. [...] Die Politiker glaubten, daß sie eine neue und bessere Form der Demokratie schufen, eine die wirklich den inneren Gefühlen der Individuen entsprach.⁽¹⁷⁾**

Besonders aufschlußreich ist eine Passage aus dem Buch „Propaganda“ von Edward Bernays: *Die bewußte und intelligente Manipulation der organisierten Angewohnheiten und Meinungen der Massen ist ein wichtiges Element in einer demokratischen Gesellschaft. Jene, die diesen unsichtbaren Mechanismus der Gesellschaft manipulieren, konstituieren eine unsichtbare Regie-*

*rung, die das wahre Machtzentrum eines Landes darstellt. [...] Wir werden regiert, unser Geist wird geformt, unsere Geschmäcker geprägt, unsere Ideen vorgegeben, größtenteils durch Menschen, von denen wir nie etwas gehört haben. Dies ist die logische Folge der Weise, in der unsere demokratische Gesellschaft organisiert ist. Große Zahlen von Menschen müssen in dieser Weise kooperieren, um in einer reibungslos funktionierenden Gesellschaft zusammenzuleben. [...] Bei nahezu jedem Akt unseres Alltagslebens, ob in der Sphäre der Politik oder Wirtschaft, in unserem Sozialverhalten oder bei unseren Werturteilen, werden wir durch die relativ kleine Zahl von Personen dominiert, die die geistigen Prozesse und sozialen Muster der Massen verstehen. Sie sind es, die die Fäden ziehen, welche den Geist der Öffentlichkeit [the public mind] kontrollieren.*¹⁸**

Noch früher als Bernays, bereits 1922, hatte Walter Lippmann Ähnliches formuliert und angeregt. Lippmann ist ein hervorragendes Beispiel dafür, daß wir es hier nicht mit schlechten Absichten zu tun haben. Bei ihm handelte es sich um den prototypischen „Neoliberalen“, bevor das Wort zu einem politischen Kampfbegriff verkam.

Die Transformation der Gesellschaft

In seinem Buch „The Good Society“ von 1937 kritisierte er den klassischen Liberalismus, der zu einer Theorie zur Rechtfertigung des Status quo verkommen sei. Es sei ein neuer, ein Neo-Liberalismus nötig, der die Gesellschaft der neu entstandenen Wirtschaftsordnung anpassen müsse, indem er den *Cultural Lag*, das Nachhinken der Moral, behebe. Dies sei ein revolutionäres Unterfangen: *In ihrem Fortschreiten muß die revolutionäre Transformation Widerstand und Rebellion auf jeder Stufe hervorrufen.*⁽¹⁹⁾

Wirklich geprägt wurde der Begriff Neoliberalismus schließlich im August 1938, als auf Initiative des französischen Philosophen Louis Rougiers knapp vierzig liberale Ökonomen aus aller Welt in Paris zum *Colloque Walter Lippmann* zusammenkamen. Lippmanns Buch stand dort im Mittelpunkt der Diskussion und sollte die nötige Inspiration bieten, um den Liberalismus aus seiner Defensive zu holen. Dieses Treffen war auch der Vorläufer jener Veranstaltungsreihe, die der Kolloquiumsteilnehmer Friedrich A. von Hayek 1947 auf dem Mont Pèlerin am Genfer See ins Leben rief. Aus dieser „Mont Pèlerin Society“ zog sich Lippmann selbst jedoch Ende der 1950er-Jahre zurück.

Lippmann war auch Mitbegründer der Zeitschrift „The New Republic“. Dieses Organ war eine der wesentlichen Kräfte, die in den USA den Begriff *liberal* umdeuteten: Vom bürgerlichen klassischen Liberalismus über den progressiven Neoliberalismus hin zum interventionistischen Sozialdemokratismus unserer Tage. Diese Dynamik war schon in den Schriften Lippmanns angelegt, wenngleich er sich heute natürlich im Vergleich wie ein radikalliberaler Staatsfeind liest und viele seiner Motive sehr deutlich an die politischen Schriften Hayeks erinnern – beide haben einander sichtlich stark beeinflusst. Walter Lippmann ging, wie bereits angedeutet, mit seinem Werk „Public Opinion“ Bernays voraus. In diesem Buch legt er dar, worin er die Verantwortung des Journalisten sieht. Dieser habe eine Aufgabe bei der Transformation der Gesellschaft zu spielen. Die neue Wirtschaftsordnung brauche einen neuen, rationalen Menschen ohne Vorurteile und Aberglauben. Die Demokratie selbst könne nicht mit dem alten Menschen funktionieren, sie würde sich immer wieder gegen die Freiheit wenden. Um Demokratie und Freiheit zu vereinen, brauche es eine Wandlung des Menschen. Die Medien seien prädestiniert dafür, diesen neuen Menschen zu schaffen, indem sie die öffentliche Meinung orchestrieren. Journalismus sei *Intelligence Work* mit der Aufgabe, Konsens zu erzeugen

(*manufacturing consent*). Diese Aufgabe beschreibt Lippmann wie folgt: *Solange es keinen Weg gibt, gemeinsame Versionen ungesehener Ereignisse und gemeinsame Maßstäbe für getrennte Handlungen zu schaffen, ist die einzige Form von Demokratie, die – auch nur theoretisch – funktionieren kann, jene, die auf isolierten Gemeinschaften von Menschen beruht, deren politische Macht durch die Reichweite ihrer Augen beschränkt ist – um die berühmte Maxime von Aristoteles wiederzugeben. Doch nun gibt es einen Ausweg, einen sicherlich langen, doch gangbaren. Es ist im Grunde derselbe Weg, der die Bürger von Chicago befähigt hat, ohne daß sie bessere Augen oder Ohren als die Athener hätten, weiter zu sehen und zu hören. [...] Kein Abstimmungsmechanismus, keine Manipulation von Wahlgebieten, keine Veränderung des Eigentumssystems geht an die Wurzel des Problems. Man kann aus Menschen nicht mehr politische Weisheit holen als in ihnen vorhanden ist. Und keine Reform, so aufsehenerregend sie auch sein mag, ist wirklich radikal, wenn sie nicht bewußt einen Weg bietet, den Subjektivismus der menschlichen Meinung, der auf der Beschränktheit der individuellen Erfahrung beruht, zu überwinden.*⁽²⁰⁾

Lippmanns Analyse ist durchaus korrekt. Damit sich die Menschen in einer „Demokratie“ progressiv verhalten, also letztlich so abstimmen, wie es Progressiven gefällt, ist keine

Manipulation so wirksam wie jene, die die neuen Massenmedien erlauben. Eine „Demokratie“ unter anonymen Menschenmassen kann nur dann von Bestand sein, wenn das Bewußtsein dieser Menschenmassen gekoppelt wird – zur „öffentlichen Meinung“. Ansonsten werden lokale „Vorurteile“ stets die Ambitionen des zentralistischen Fortschritts zunichte machen.

Lippmann war ein Liberaler, der dem Zentralismus seiner Zeit durchaus kritisch gegenüberstand. Er sah, wie im letzten Jahrhundert „linke“ und „rechte“ Kollektivismen als Reaktionen auf die individualistische Umformung der Gesellschaft entstanden. Wie auch immer man zu seinem Neoliberalismus steht, kann man ihm zumindest den Vorwurf machen, die Macht der Meinungsmacher ein wenig zu naiv betrachtet zu haben. Wenn sich über die „öffentliche Meinung“ tatsächlich ein demokratischer Volksgeist schaffen läßt, ist die Korruption dieser Machthaber nicht vorprogrammiert? Frank Knight wollte in seiner sehr positiven Rezension von „The Good Society“ Lippmann mit einer Beobachtung zustimmen, die sich zugleich aber als Warnung vor Lippmanns Hoffnungen lesen läßt: *Die Wahrscheinlichkeit, daß die Macht von Leuten ausgeübt wird, denen der Besitz und die Ausübung der Macht widerstrebt, kommt der Wahrscheinlichkeit gleich, daß ein unge-*

wöhnlich zartbesaiteter Mensch die Stelle eines Peitschenmeisters auf einer Sklavenplantage erhält.⁽²¹⁾*

Informationsfluß über den Iran

Ich leide gerade ausnahmsweise am Tagesgeschehen. Die Geschehnisse im Iran trieben mich wieder in die Fänge erwähnter Massenmedien und ich ließ mich vom Informationsfluß in den Bann ziehen. Paradoxerweise führte die Einschränkung der gewöhnlichen Medien vor Ort zu einer Flußverstärkung. Nachdem die üblichen Kanäle großteils abgeschnitten waren, fiel auch deren Bündelung weg. Die Informationen ergossen sich über die „neuen Medien“, d.h. das Internet, und die Augen der Weltöffentlichkeit richteten sich danach. *The revolution is twittered* heißt es.

Der Netzdienst *Twitter* ist die konsequente Fortführung des *Weblog*-Formats: noch einfacher, noch kürzer, noch schneller. Im SMS-Stil und auch meist per SMS lassen sich hier Gedankensplitter veröffentlichen. Betrachtet man das Aggregat aller solcher *Tweets* zu einem Thema, sieht man einen wahren Wasserfall der Information. Da *Twitter* noch kein Massenphänomen ist, ist das Signal-Rausch-Verhältnis noch relativ hoch. „Relativ hoch“ bedeutet im Netz: Auf geschätzte hun-

dert Meldungen, die Störung, Werbung oder Wiederholung sind, kommt eine „informative“ Nachricht, die eine authentische Beobachtung, Erfahrung oder Idee vermittelt. Durch die Medienaufmerksamkeit wird der Dienst für diese Zwecke allerdings bald vollkommen unbrauchbar sein, das Rauschen nimmt rasend schnell zu.

Ich kam zum Schluß, daß trotz des punktuellen Wissensgehaltes der Information, das gebannte Verfolgen dieses Wasserfalls Zeitverschwendung war. Die Informationsflut spült eigenständiges Denken aus den Köpfen und macht krank. Das Problem ist, daß, je größer die Informationsflut, desto geringer die Möglichkeit der Dosierung. Da man im Vorhinein nicht wissen kann, an welchen Punkten der Wasserfall Wissenswertes mitführt, muß man sich dem gesamten Schwall aussetzen. Diese Ankoppelung an den öffentlichen SMS-Verkehr eines noch so kleinen Ausschnitts der Weltbevölkerung fühlte sich jedenfalls schon wie die Kakophonie an, die Jim Carrey im dämlichen Film *Bruce Almighty* empfindet, als er sich in der Rolle Gottes wiederfindet und alle Gebete der Welt auf ihn einprasseln.

Doch ich mußte mich diesmal in den Bann ziehen lassen, weil etwas dringender Klärung bedurfte: Ist den westlichen Me-

dien mehr Glauben zu schenken als den iranischen? Einige Stimmen aus dem Iran und aus den USA hatten nämlich gleich nach den Wahlen im Iran mit folgender plausiblen These aufgewartet: Tatsächlich sei die Unterstützung im Iran für Ahmadi-Neschâd viel größer als es im Westen erscheint, das Wahlergebnis sei nachvollziehbar und die Vorwürfe der Wahlfälschung seien bloß ein Versuch, eine dem Westen genehmere Regierung zu erpressen. Umfragen vor der Wahl hätten genau das amtlich verkündete Ergebnis vorhergesagt, darunter eine Umfrage, die aus den USA geführt wurde. Ich traue den Medien generell nicht, aber diese These schien mir zweifelhaft. Nach allem, was ich weiß, war ich stets überzeugt, daß das iranische Regime die Mehrheit gegen sich hat. Daß Ahamadi-Neschâd dies wettgemacht haben sollte, traute ich ihm nicht zu. So mußte ich mich also vom Informationsfluß berieseln lassen und dabei zusehen, wie die Information zu Schlagzeilen wurde. Ich wollte herausfinden, ob die westlichen Medien tatsächlich übertreiben. Zu meiner Überraschung stellte ich Untertreibung fest. Die Medien berichteten zunächst sehr verzögert und vorsichtig vom aufkeimenden Widerstand. Die Schlagzeilen sprachen von Zehntausenden Iranern auf der Straße, während Bilder vom dicht gefüllten Azadi-Platz in Teheran zu sehen waren. Wußten die Repor-

ter wirklich nicht, daß dieser Platz doppelt so groß ist wie der St. Peters-Platz in Rom? Es haben dort etwa 200.000 Menschen Platz, dabei war klar, daß nur die Mutigsten diesen Platz füllten, da unklar war, ob das Feuer auf die Menge eröffnet würde. Auch die Straßen dorthin waren voll.

Auch die Verschwörungstheorien, die hinter den Geschehnissen *wishful thinking* oder gar Interventionen sahen, sind nicht plausibel. So gab einer der führenden neokonservativen Denker, Daniel Pipes, zu, Ahmadi-Neschâd die Daumen zu halten. Ein moderaterer Vertreter der Islamischen Republik mit Unterstützung der Mehrheit der Iraner, der allerdings voll hinter der Islamischen Revolution und den Institutionen steht, ist kaum im Interesse wirklicher Feinde der Islamischen Republik.

Die staatlichen Fernsehsender im Iran schließlich boten ein schreckliches Bild offensichtlicher Propaganda. Die Meldungen dort werden immer absurder. Wenn nicht Nachrichten über ausländische Agenten und inländische Terroristen laufen, werden perfekt zugeschnittene Seifenopern gesendet. In einer, die ich zufällig sah, setzt ein serviler Bahai im Auftrag eines schmierigen, reichen Juden ein Surhâne, eine traditionelle iranische Kraftkammer in Brand. Dahinter steht ein

gefinkelter Plan der Bereicherung und Täuschung. Die Devise des Juden: Zuerst zerstören, dann besetzen! Eine offensichtliche Anspielung auf die Zerstörungen im Zuge der Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und Paramilitärs, die das staatliche Fernsehen ausländischen Kräften und Terroristen in deren Auftrag in die Schuhe schiebt.

Die Tradition des Surhâne (wörtlich: Haus der Kraft) wurde übrigens im Sinne des Staatsislams umgedeutet, wiewohl sie in die vorislamische Zeit reicht. Es handelte sich ursprünglich um Orte, in denen der Ringkampf geübt wurde. Im 14. Jahrhundert erfolgte eine Synthese mit dem Sufismus, das Ringen und die Kraftübungen wurden von Musikern begleitet. Heute dürfen die Männer nicht mehr mit nacktem Oberkörper ringen, die Musik fehlt in der Regel und es wird strenger Staatsislam praktiziert – sodaß diese Häuser heute als Zentren der Glaubensstärke gepriesen werden. Der gläubige Inhaber des niedergebrannten Surhâne in der Seifenoper interpretierte den Anschlag als göttliche Probe, die zeigte, daß das Materielle zerstört werden kann, die Glaubensstärke aber unzerstörbar ist.

Man sollte sich also von der gesunden Skepsis gegenüber westlichen Medien und der US-Politik nicht zu voreiligen

Schlüssen verleiten lassen. Tatsächlich scheint Ahmadi-Neschâd ganz im Gegenteil im Ausland viel beliebter zu sein als im Iran – insbesondere im islamischen Ausland. Dort gilt er schon fast als Held, der dem Westen offen die Meinung sagt, während die eigenen, korrupten Regime kuschen. Auf pro-westliche Regierungen reagieren Untertanen nicht-westlicher Kulturen in der Regel anti-westlich. Auf anti-westliche Regierungen jedoch umgekehrt pro-westlich. Während in der säkularen Türkei die Anziehungskraft des Islams im Steigen begriffen ist, hat die Islamische Republik Iran einen rapiden Abfall vom islamischen Glauben hervorgebracht.

Verführerischer Zwang

Dieses paradoxe Phänomen scheint eine psychologische Erklärung zu haben. Robert Cialdini berichtet in seinem Buch „Influence“ von einem Experiment Jonathan Freedmans. Das Experiment bestand darin, jeweils einen Buben in ein Zimmer mit Spielsachen zu führen. Eines der Spielsachen war ein batteriebetriebener Roboter. Freedman erklärte den Buben: *Es ist falsch, mit dem Roboter zu spielen. Wenn du mit dem Roboter spielst, werde ich sehr böse und muß dich bestrafen.* Das Kind wurde dann alleine gelassen und unbemerkt beobachtet. Prak-

tisch alle Buben hielten sich an die Anweisung. Sechs Wochen später führte eine Dame die Buben wiederum in das Zimmer mit den Spielsachen, ohne die vergangenen Ereignisse oder Herrn Freedman zu erwähnen, angeblich, damit die Buben einen Zeichentest machten. Sie wies die Kinder an, daß sie spielen dürften, während sie nun den vermeintlichen Test auswerte. 77 Prozent der Buben griffen sofort zum Roboter, um mit diesem zu spielen.

Freedman wiederholte das Experiment mit einer leichten Änderung. Diesmal sagte er den Buben nur, daß es falsch wäre, mit dem Roboter zu spielen. Er unterließ aber jede Drohung. Sechs Wochen später erfolgte dieselbe Fortsetzung des Experiments wie zuvor. Doch diesmal vermieden es fast alle Buben, mit dem Roboter zu spielen, obwohl es sich um das attraktivste Spielzeug handelte. Der angedrohte Zwang hatte zwar kurzfristig den gewünschten Effekt, langfristig jedoch einen genau gegenteiligen.

Ein anderes Experiment mit Zweijährigen bestätigt dieses Paradoxon durch eine ähnliche Beobachtung: Zwei Spielsachen wurden ihnen präsentiert, das eine jeweils hinter einer Plexiglas-Barriere. Wenn diese Barriere hinreichend niedrig war, daß die Kinder leicht über sie hinweg greifen konnten,

zeigten sie keine besondere Präferenz für eine der Spielsachen. Sobald diese Barriere jedoch mehr als einen halben Meter hoch war, sodaß die Kinder um sie herum gehen mußten, zeigten sie eine deutliche Präferenz für das dahinter befindliche Spielzeug.²² Grenzen dieser Art machen Dinge attraktiver.

Grüne Revolution

Zurück zum Iran: Im Westen drängt sich der Eindruck auf, einer Revolution beim Entstehen zuzusehen. Teils offene, gewaltsame, teils schleichende Revolutionen hatten in den letzten Jahrhunderten allerorts die alte Ordnung abgelöst durch ein neues Versprechen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. In der neuen, demokratischen Weltordnung, die sich nach den Weltkriegen und dem Ende des Sowjetsozialismus durchsetzte, scheint es nur noch wenige weiße Flecken auf der Landkarte zu geben. Der Iran gilt als einer dieser Flecken, Teil der Achse des Bösen und Inbegriff des Zerrbilds einer reaktionären, alten Ordnung. Sollten die vergangenen Wahlen, selbst Symbol der Demokratie, den unaufhaltsamen Siegeszug progressiver Kräfte über die Gewaltherrschaft der alten Ordnung beschleunigt haben? Wird die „grüne Revolu-

tion“, so wie andere samtene Umwälzungen, den Iran bald als ein modernes Land in die „Weltgemeinschaft“ eingliedern?

Zur Beantwortung dieser Fragen sind zunächst die westlichen Mißverständnisse über die politische Landschaft des Irans aufzuklären. Die Jugend im wohlhabenden Norden Teherans mag es mittlerweile selbst glauben, weil sie es so inbrünstig hofft, doch Mir-Hossein Mussawi Khameneh ist alles andere als ein linksprogressiver Demokrat und Mahmud Ahmadi-Neschâd alles andere als ein rechtskonservativer Vertreter des Gottesstaats. Politische Schubladisierungen sind zwar generell nicht sonderlich aussagekräftig, in diesem Fall ist die verkehrte Wahrnehmung aber doch besonders offensichtlich. Mussawi, Premierminister bis 1989 als das Amt aufgehoben wurde, ist ein früher Weggefährte Chomeinis und hat das Regime der Islamischen Republik mitgeformt. Während des Krieges gegen den Irak führte er jene Planwirtschaft ein, die dem Regime bis heute wirtschaftliche Macht gibt. Er plädierte für die Fortsetzung des Krieges, in seiner Amtszeit wurde noch eifriger entführt, gefoltert und gemordet als heute. Allerdings gehört er einer anderen Clique an als Ahmadi-Neschâd.

Seit geraumer Zeit schwelt im Iran ein Konflikt zwischen zwei mächtigen Gruppierungen, die sich beide als Erben der

Islamischen Revolution sehen. Wie so oft geht es um Geld und Macht. Die Wirtschaftsordnung des Iran ist am ehesten als faschistisch zu bezeichnen mit drei großen Sektoren: staatliche Planwirtschaft, private Unternehmen und Unternehmen politischer Stiftungen. Wie in jedem interventionistischen Mischsystem gelangen einzelne zu großem Reichtum, die Masse jedoch lebt in Armut. Eine wachsende Gruppe von Neureichen bewohnt die Nobelviertel Teherans mit ihren Wolkenkratzern.

Die Privatwirtschaft ist stark konzentriert: zahlreichen Kleinunternehmern, die vorwiegend mit Handel und Dienstleistungen mehr schlecht als recht über die Runden kommen, stehen wenige große Konglomerate gegenüber. Der ehemalige Präsident Ali Akbar Haschemi Rafsandschani nutzte dieses System, um sagenhaften Reichtum aufzubauen. Er ist der reichste Mann des Irans und seine Familie kontrolliert einen beachtlichen Teil der iranischen Wirtschaft. Es ist kein Wunder, daß die freie Marktwirtschaft im Iran einen schlechten Namen hat: Seit den Anfängen der Revolution waren Mullahs und Bazaris ein Bündnis eingegangen. Chomeini selbst hatte einst erklärt: *Niemand sollte Angst haben, zurückzukommen und zu investieren [...]. Solange der Islam besteht, solange wird es auch freies Unternehmertum geben.* In den letzten Jahren hatte

sich ein veritabler Boom eingestellt — 2004 titelte „The Economist“ *Iran: The Mideast's Model Economy?*, nachdem Unternehmenssteuern auf 25% gesenkt, der Handel liberalisiert, und Banklizenzen an Private vergeben wurden.

Ein großer Teil der Unternehmen, die in Haschemis Liga spielen und mit ihm konkurrieren, sind allerdings in den Händen paramilitärischer Kräfte konzentriert. Zur Mobilisierung im Iran-Irak-Krieg baute das Regime einst einen Goebelsschen Volkssturm auf, der sich mittlerweile verselbständigt hat. Diese Kräfte wurden einst als Kanonenfutter fanatisiert und jeder Kontrolle entbunden. Nach dem Krieg gelang es ihnen, die militärische Macht in wirtschaftliche umzumünzen. Die kurz als Pasdaran („Wächter“) und Basidsch („Mobilmachung“) bezeichneten Organisationen kontrollieren heute zahlreiche Konzerne (vermutlich ein Drittel der Gesamtwirtschaft) und verfügen so über eine unabhängige Finanzierungsbasis. Sie verstehen sich als Schutztruppe der Ordnung, von der sie profitieren: Heute verbreiten sie hauptsächlich als Morapolizei Angst und Schrecken. Ahmadi-Neschâd entstammt diesem Milieu.

Haschemi wurde mit dem wirtschaftlichen Erfolg immer pragmatischer. Diese Wandlung kennzeichnet alle „Reform-

kräfte“. Ursprünglich radikal-islamistisch und sozialistisch eingestellt, treten sie heute eher für Marktwirtschaft und Liberalisierung ein. Angesichts dieser plötzlichen Wandlung stehen dahinter aber wohl nicht nur edle Motive. Letztlich geht es um einen Kampf über die Kontrolle der Wirtschaft. Dies ist ein gewohntes Muster: Jene, die leichteren Zugang zur Staatswirtschaft haben, sind stets planwirtschaftlicher eingestellt als jene, die momentan weiter entfernt von diesen Betrieben sind. Bei Ahmadi-Neschâds Wirtschaftspolitik handelt es sich um populistischen Sozialismus mittels Inflation und Umverteilung, weshalb er sich auch so gut mit Hugo Chavez versteht. Es ist also vollkommen absurd, ihn als „rechts“ zu qualifizieren und die „Reformer“ als „links“.

Es ist auch ein Irrtum, Ahmadi-Neschâd als Vertreter der Religion zu betrachten. Tatsächlich ist der Iran keine Theokratie, führende Geistliche stehen unter Hausarrest und haben sich schon lange dem Regime entfremdet. Der Iran wird von einer ausgeklügelten Oligarchie beherrscht, die die Religion für ihre weltlichen Zwecke mißbraucht. Großayatollahs, die höheren Rang in der Geistlichkeit haben als der „geistliche Führer“ Ali Khomeini, haben es bereits als „haram“ (dem Gläubigen verboten) qualifiziert, Ahmadi-Neschâd als Präsidenten anzuerkennen. Tatsächlich handelt es sich beim

Machtblock der Paramilitärs um eher säkulare Kräfte. Sie schließen bei jener Facette von Chomeinis Projekt an, die im gerühmten Verdienst besteht, nach der Revolution, gegen die „reaktionäre Geistlichkeit“ vorgegangen zu sein. Um diese Hintergründe des vermeintlichen „Gottesstaates“ besser zu verstehen, müssen wir ein wenig in die Geschichte zurückgehen.

Islamisierung

Iran kommt vom altpersischen *Aryanem Vaejah* und steht für „Land der Arier“. Die Arier waren ein Volk aus dem Norden, das gegen Süden zog. Am indischen Subkontinent unterwarfen sie die Drawida und formten die Herrschaftskaste der Brahmanen. Im Gebiet des heutigen Irans gingen aus ihnen die Volksgruppen der Perser und Meder hervor. Neupersisch ist eine indogermanische Sprache, die somit näher mit dem Deutschen als mit dem Arabischen verwandt ist: „barâdar“ bedeutet z.B. Bruder, „modar“ Mutter etc. Es gibt kaum eine größere Beleidigung für einen persischsprachigen Iraner, als ihn als Araber zu bezeichnen. Die heutigen Iraner sehen sich als Erben einer der ältesten Hochkulturen.

Im 7. und 8. Jahrhundert nach Christus setzten sich die islamischen Araber militärisch gegen die Iraner durch und islamisierten die Region. Es brauchte Jahrhunderte, bis die Mehrheit der Iraner islamisch war. Nachdem der militärische Widerstand gebrochen war, ging die Bevölkerung zu kulturellem Widerstand über. So gelang das Unglaubliche: die persische Sprache und Teile der Kultur überlebten bis heute. Wissenschaft jedoch wurde in arabischer Sprache betrieben, obwohl eine große Zahl der islamischen Wissenschaftler iranischstämmig war, da das Arabische im islamischen Raum zur *lingua franca* wurde. Daher enthält das Persische zahlreiche arabische Lehnwörter, insbesondere für komplexere Begriffe. Dabei handelt es sich meist um jene Begriffe, die im Deutschen lateinische oder griechische Lehnwörter sind.

Der berühmte andalusisch-berberische Soziologe und Ökonom Ibn Khaldun schrieb 1377: *Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß mit wenigen Ausnahmen die meisten islamischen Gelehrten der Theologie und anderer Wissenschaften keine Araber waren. [...] Der Grund dafür ist, daß der Islam zu Beginn weder Wissenschaft noch Künste kannte. [...] Alle [Begründer der arabischen Grammatik] waren persischer Herkunft. [...] Die großen Juristen waren Perser. Nur die Perser widmeten sich der Aufgabe, Wissen zu bewahren und systematische wissenschaftliche Werke zu*

*verfassen. So bewahrheitet sich die Äußerung des Propheten: „Selbst wenn das Wissen in den höchsten Himmelschichten hänge, die Perser würden es erreichen.“ [...] Die Geisteswissenschaften waren ebenfalls den Persern vorbehalten, denn die Araber pflegten sie nicht. [...] Genauso war es bei den Künsten.*²³

Der Islam tat sich allerdings in der Regel leicht damit, andere Kulturen zu integrieren. Mohammed wird eigentlich nicht als Religionsbegründer im strengen Sinne verstanden, sondern als ein Bote, der die Menschen an ewige Wahrheiten erinnerte und an eine Tradition von vorislamischen Propheten anschloß. Muslime sind der Auffassung, daß jeder Mensch bei seiner Geburt islamisch ist.

Aserbaidshan

Die arabische Besetzung war nicht das letzte kulturelle Umpflügen im Iran. Im 11. Jahrhundert gelangte das Turkvolk der Oghuz zur Herrschaft und schuf das Seldschuken-Reich, das den Iran umfaßte. Seit dieser Zeit nutzten Turkstämme Weidegebiete im iranischen Kernland Medien, welches nach dessen einstigen Satrapen (Statthalter) *Atropates* von den Griechen *Atropatene* genannt wurde. Daraus entwickelte sich der Name Aserbaidshan für die Region im Nordwestiran.

Die heutige Republik Aserbaidschan hieß seit Urzeiten bis ins 19. Jahrhundert Aran. Der moderne Name wurde vom Nachbargebiet übernommen, weil sich dort im 19. Jahrhundert ebenfalls eine Turksprache durchgesetzt hatte. Die wenigsten wissen, daß im iranischen Aserbaidschan bis ins 18. Jahrhundert ein Dialekt des Mittelpersischen gesprochen wurde, der als Altaserisch bezeichnet wird. Die Sprache wich erst über viele Jahrhunderte dem Aseri-Türkisch von heute. Unter den Seldschuken war Aserbaidschan noch vorwiegend persischsprachig, die Seldschuken selbst nützten Persisch als Hofsprache. Erst mit den Safawiden fand die Turksprache stärkere Verbreitung und der Todesstoß für das Persische kam erst mit der turkmenischen Kadscharen-Dynastie, die den Iran bis 1925 regierte, deren Herrscher teilweise kaum des Persischen mächtig waren.

Die heutige Republik Aserbaidschan und die iranische Provinz Aserbaidschan waren historisch also fast durchgehend getrennt und die meiste Zeit kulturell verschieden, weshalb eine „Wiedervereinigung“ auch nie sonderlich populär wurde. Die allermeisten Aserbaidschaner im Iran sehen sich als Iraner. Sie stellen ein Drittel der Bevölkerung des Irans, dominieren jedoch die Privatwirtschaft. Auch unter der Geistlichkeit und im Regime sind Aserbaidschaner prominent vertre-

ten. Sowohl der „geistliche Führer“ Ali Chamenei, als auch der frühere Ministerpräsident und heutige Präsidenschaftsanwärter im Konflikt um die Wahl, Mir Hossein Mussawi, sind Aserbaidshaner.

Dennoch gibt es gelegentlich böses Blut zwischen den Volksgruppen, zumal die aserbaidshanisch-iranische Identität aufgrund der historischen Wirren eine der problematischsten überhaupt ist. 2005 brach ein großer Tumult aus, als bei einer Konferenz des freimarktwirtschaftlich orientierten *American Enterprise Institute* ein Vertreter der Aserbaidshaner für Dezentralismus warb. Nicht nur das Regime, sondern auch die Opposition der studentischen „Demokraten“ ereiferte sich über den „amerikanischen Anschlag auf die Integrität des Landes“. Auch jeder Ausdruck aserbaidshanischer Kultur, die sich nicht iranisch gibt, wird nicht gerne gesehen. 2005 wurden bei einer großen Kulturversammlung zahlreiche Personen inhaftiert. 2006 sorgte eine im Westen kaum bemerkte „Cartoon-Affäre“ für böses Blut im Land. In einer iranischen Tageszeitung war ein harmloser Cartoon abgebildet, in dem eine Küchenschabe auf einen Jungen, der das persische Wort für Küchenschabe stammelt, mit *Namana?* antwortet – Aseri-Türkisch für „Wie bitte?“. Daraufhin kam es zu gewaltsamen Demonstrationen in mehreren Städten, bei denen allerlei

angezündet wurde und fünf Demonstranten von der Polizei erschossen wurden.

Innen und Außen

Um diese Unruhen – und andere „Cartoon-Affären“ – zu verstehen, ist ein kleiner sozio-psychologischer Exkurs nötig: Im Orient ist die Scham das disziplinierende und stabilisierende Moment, was im Gegensatz zum Okzident mit einer stärkeren Betonung des Moments der Schuld eine etwas kollektivistischer erscheinende Gesellschaftsform mit sich bringt, in der Prestige eine größere Bedeutung hat, allerdings zunächst bloß in der harmlosen Form einer stärkeren Familienorientierung. Daher auch die strenge Trennung zwischen *anderouni* und *birouni* – innen und außen: Innerhalb des intimen familiären Hofes gelten andere Regeln als außerhalb; beim Tritt über die Schwelle gerät man unmittelbar auf eine ständige Theaterbühne und wird zum Akteur in einem öffentlichen Drama. Der Cartoon ist nicht kausale Ursache einer individuellen Wut, sondern willkommenes Motiv für kollektives Improvisationstheater, um den Unmut über bestehende Zustände auszudrücken.

Identität spielt bei diesem Theater eine große Rolle – ob kulturelle, nationale oder religiöse. Das Regime ist stets bedacht, diese Identitäten zu bewirtschaften, sonst findet es sich bald auf der anderen Seite des Vorhangs. Auch der „Nuklearkonflikt“ ist im Wesentlichen als eine solche Identitätsbewirtschaftung zu verstehen. Es handelt sich um einen geschickten Schachzug, um den iranischen Nationalismus für das Regime zu nutzen – nachdem es mit dem Fußball nicht so lief, wie es Ahmadi-Neschâd erhofft hatte. Angesichts identitärer Minderwertigkeitskomplexe zieht die Assoziation erschreckend gut, daß einer „historischen Supermacht“, wie dem Heimatland der Arier, doch wohl die friedliche Nutzung einer Hochtechnologie erlaubt sein müsse. Iraner im In- und Ausland scharen sich eifrig hinter der Nationalflagge, um das bedrohte „Recht“ auf „Selbstbestimmung“ zu verteidigen. Einer der bekanntesten regimekritischen Blogger, Hoder (seit 2007 inhaftiert), kritisierte Chamenei gar dafür, die Entwicklung von Nuklearwaffen ausgeschlossen zu haben (!). Schon die Islamische Revolution war unter dem Motto „Unabhängigkeit und Freiheit“ angetreten. Jede Aggression von außen wird das traumatisierte Volk enger aneinander schmieden.

Sufismus

Zurück zum Islam im Iran, der zweiten wesentlichen Identität. Die oben erwähnten Safawiden waren eine ursprünglich kurdisch-turkmenische Dynastie (mit späteren tscherkessischen Elementen), die aus einem Sufi-Orden in Aserbaidschan entstand. Sie sollten den Iran während ihrer Herrschaft von 1501 bis 1722 nachhaltig prägen, denn erst sie führten den spezifischen Schi'a-Islam im Iran ein, dem heute die Mehrheit der Iraner angehört.

Um zu verstehen, warum dies gerade Sufis taten, sollten wir zunächst den Sufismus näher betrachten. Ich bin der türkischen Unternehmerin Dr. Gülçin Imre zu Dank verpflichtet, daß sie mich etwas näher mit dem Sufismus bekannt machte. Dies ist eine faszinierende Tradition innerhalb des Islams, die diesen gewissermaßen zu transzendieren scheint.

Sufismus bezeichnet die islamische Mystik, die mindestens so alt wie der Islam ist. Diese Mystik wird durch Lehrer-Schüler-Traditionen weitergegeben, die auf Mohammed zurückgehen und in fast allen Sufi-Schulen über dessen Schwiegersohn Ali führen. Der Sufismus ist eng mit dem iranischen Raum verbunden, Iraner leisteten einen großen Beitrag zur Systematisierung und ein großer Teil der Sufi-

Poesie wurde in persischer Sprache verfaßt. Es ist eine der vielen Absurditäten im vermeintlichen Gottesstaat Iran, daß seit einigen Jahren Derwische (persisch für Sufis) brutal verfolgt werden. Gute deutschsprachige Einführungen in den Sufismus sind die Werke der Orientalistin Annemarie Schimmel.^{24} Die nachfolgenden Schilderungen nehmen an manchen Stellen Anleihen bei ihrer Darstellung (wortwörtliche Zitate stets kursiv).

Nach Vorstellung der Sufis hat Gott die Welt geschaffen, weil sich seine verborgenen Eigenschaften (was man im Islam die „Namen“ Gottes nennt) danach sehnten, sich zu manifestieren. Der Mensch wurde geschaffen, um diese Eigenschaften zu erkennen. Gott ist daher auf den Menschen gewissermaßen angewiesen. Gott braucht sogar den Sünder, damit sich der „verborgene Schatz“ seiner Gnade manifestieren kann.

Während die Engel mit Weisheit und die Tiere mit Unwissenheit gesegnet sind, hat der Mensch als jenes Wesen, das aus freien Stücken erkennen und daher auch irren kann, ein existentielles Problem. Das Gegenstück zu seiner Freiheit ist eine in ihm schlummernde Triebseele, die als *nafs* bezeichnet wird. Dieser Inbegriff der Verlockung wird als Gestalt dargestellt, die in der einen Hand den Koran und in der anderen

Hand einen Dolch hält. Dies ist eine hochinteressante Symbolik: Die Frömmigkeit alleine schützt nicht vor der Sünde, ganz im Gegenteil soll man sich vor falscher Frömmigkeit behüten, die im Namen der Religion weltliche Ziele verfolgt. Gegen diese Triebseele ist der große Heilige Krieg, der *al-jihad al-akbar*, zu führen. Verglichen damit ist der kleinere Heilige Krieg, der *al-jihad al-asghar*, der Griff zu den Waffen zum Schutz der Gläubigen nur Nebensache. Wesentliche Instrumente dieses großen Heiligen Krieges sind der Verstand und die Liebe, wobei letztere ersteren an Bedeutung weit übertrifft. Ist die Triebseele gezähmt, wird sie zum Gewissen, und schließlich zur Seele, die Frieden gefunden hat.

Das höchste Ziel des Mystikers ist das „Entwerden“, *fana*, das Überwinden des Ichs. Der Mystiker stirbt, bevor er stirbt, und hat daher den Tod nicht mehr zu fürchten. Er wird *bibargi* – persisch für „entblättert“, das heißt frei von Sorgen, wie *ein Baum der sich im Winter ganz nach innen wendet und der Gnade im Frühling harrt*. Dies ist ein Weg persönlichen Wachstums, dessen Früchte einem nicht mehr genommen werden können, wie Rumi so schön dichtet:

*Kein Spiegel wird zu Eisen in der Welt
Kein Brot wird wieder Weizen auf dem Feld*

Die reife Traube wird nicht wieder grün

Die reife Frucht, sie braucht nicht mehr zu glühn ...

Der Mystiker trägt Verantwortung gegenüber dem Sein und trägt sein Schicksal nicht mit Defätismus, sondern mit Liebe: *amor fati* nennt man dies in der europäischen Überlieferung. Die materielle Welt wird dabei nicht schöngeredet, sondern das Schöne in ihr gewürdigt. Das Häßliche, Schmerzhafte, Ungerechte und Falsche wird als Prüfung betrachtet. Die eigene Existenz ist Ausdruck einer vorgeburtlichen Wahl. Der Derwisch sagt: *Ich bin zur Besserung im Kerker dieser Welt.* Sufismus sei schließlich nichts anderes als das Rezept, *Freude [zu] finden im Herzen, wenn die Zeit des Kummers kommt.*

Julius Evola, der uns in der letzten Ausgabe begleitet hatte, faßt diesen Weg persönlichen Wachstums im Angesicht einer realen, nicht-idealen Welt schön zusammen – er sieht darin einen traditionellen Weg, der nicht nur dem Sufismus eigen ist: *sein eigenes Maß finden in einer besonderen Kontemplation über den Tod – jeden Tag in Gegenwärtigkeit leben, als wäre es der letzte Tag – seinem Leben eine Richtung einprägen, ähnlich einer magnetischen Kraft, die sich in dieser Existenz vielleicht nicht in der Form manifestieren kann, die begleitet ist von einem vollkommenen Bruch auf der ontologischen Ebene, wie bei einer*

Einweihung, eine Kraft aber, die mit Sicherheit im gegebenen Moment eingreift und vorwärtstreibt. [...] Sich auf ein anderes geistiges Niveau zu erheben, das über der Ebene der menschlichen Vernunft und deren Verständnis liegt, und so zu einer Unverletzlichkeit zu gelangen, die schwer zu erringen ist, dies sind vielleicht die einzigen Möglichkeiten, die sich uns bei entsprechenden Reaktionen anbieten in den Augenblicken, da wir auf der Reise durch das Dunkel der Nacht fast nichts von der Landschaft erkennen können, und in den Momenten, wo sich die Theorie der „Geworfenheit“ eines absurden „geworfenen Seins“ in die Welt und in die Zeit zu bewahrheiten scheint, besonders in den Gegebenheiten, in denen die rein physische Existenz immer mehr einer steigenden Unsicherheit gegenübersteht. Wenn man es dem Geist erlaubt, sich einer gewagten Hypothese zuzuwenden – was vergleichbar einem Glaubensakt im höheren Sinne ist – und wenn dann die Idee der „Geworfenheit“ verworfen und einmal begriffen wurde, daß das Leben hier, jetzt, in dieser Welt immer einen Sinn hat, weil es auf einer Wahl und einem Willen beruht, dann könnte man vielleicht bewußt erfassen, daß eben die Verwirklichung der eben genannten Möglichkeiten – in den meisten Fällen verdeckt und weniger einsichtig in den verschiedenen vom menschlichen Standpunkt aus gewollten Situationen – der letzte Grund und Sinn sind für die von einem Wesen getroffene Wahl, das sich selbst messen wollte

nach einem strengen Maß: Es wollte sich selbst messen in einem Leben, in einer Welt, die seinem Innersten nicht entspricht ﴿25﴾

Die Sufis werden gerne als die gemäßigten und toleranten Muslime gelobt. Dies ist ein Mißverständnis. Der Mystiker ist radikal und „dogmatisch“, denn er geht ohne jeden weltlichen Pragmatismus an die Wurzeln und Prinzipien. Wesentliche Stränge des heutigen islamischen Fundamentalismus weisen ideengeschichtlich eindeutige Bezüge zum Sufismus auf. Nach oben Erwähntem sollte auch nicht überraschen, daß das Märtyrertum eine zutiefst sufistische Angelegenheit ist. Darum liegt dem Sufismus auch die Schi'a besonders nahe. Die Safawiden, die den Iran zu einem mehrheitlich schiitischen Land machten, waren ein militanter Sufi-Orden – es handelte sich also gleichsam um wehrhafte, bewaffnete Mönche.

Alis Partei

Die Schiiten sind ein so deutlicher Bruch mit dem islamischen Mainstream der Sunniten, daß sie von letzteren als Häretiker verfolgt werden – d.h. schlimmer als Christen oder Juden betrachtet werden. Es überrascht nicht, daß sich der Schi'a-Islam im Iran ausbreiten konnte, wo ein Geist des

Widerstandes gegen die arabische Islamisierung überlebte. Dieser Widerstand nahm damit eine neue Form an.

Schi'a bedeutet Partei und bezieht sich auf jene, die für Ali ibn Abi Tâlib Partei ergriffen im Nachfolgestreit nach dem Tod des Propheten. Solche Nachfolgestreitigkeit durchziehen die gesamte Geschichte des Islams – und des modernen Irans. Die Parallelen zu heute sind erstaunlich und erklären die Schärfe des momentanen Konflikts. Nach dem Tod Mohammeds setzte sich sein Gefährte Abu Bakr gegen Mohammeds Schwiegersohn Ali durch. Dies hatte er dem Verhandlungsgeschick von Umar, einem weiteren Gefährten des Propheten, zu verdanken. Nach dem Tod Mohammeds, während dessen Familie noch mit dem Begräbnis beschäftigt war, spielte er bei einem geheimen Treffen einige Stämme gegeneinander aus, um Abu Bakr als Kompromißkandidaten für die Nachfolge durchzusetzen. Mohammeds Tochter Fatimah, die im Islam höchste Bedeutung genießt, lehnte Bakrs Kalifat ab und sprach bis zu ihrem Tod kein Wort mehr mit ihm. Umar drohte daraufhin, das Haus von Fatimah und ihrem Ehemann Ali niederzubrennen und prügelte die Schwangere, sodaß sie ihr Kind verlor und bald darauf starb. Ali gab dem Druck nach. Abu Bakr bestimmte wenig überraschend Umar zu seinem Nachfolger. Umars Nachfolger Osman galt aufgrund

der Bevorzugung seiner Sippe und deren Bereicherung bald als ungerechter Tyrann und wurde ermordet. Ali, Moham-meds Schwiegersohn und Ehemann von Fatimah, wurde nun zum Kalifen gewählt. Doch die Sippe Osmans, die Omayya-den, wollte die Macht nicht so einfach abgeben. Muawiya, der Statthalter von Syrien, rief sich zum Kalifen aus und trat Ali entgegen, der bald ermordet wurde. Alis ältester Sohn wagte es nicht, seinen Vater gegen die Übermacht zu rächen. Erst als Muawiya seinen Sohn Yazid als Nachfolger einsetzte, damit aus dem Kalifat eine Dynastie machte und daraufhin der Widerstand unter den Muslimen wuchs, faßte Alis jünge-rer Sohn Hossein den Mut, Yazid zu konfrontieren. Hossein und dessen gesamte Familie wurden von Yazids Truppen in Kербala massakriert. Dieser Märtyrertod prägt die Schiiten bis heute, Hossein wird jährlich zum Trauertag *Aschura* gedacht. Da Hossein von seinen schiitischen Gefährten im Stich gelas-sen wurde, ist der Gedanke der Buße bei den Schiiten sehr stark, getrauert wird teilweise mit Selbstgeißelungen. Grup-pen schiitischer Gläubiger fallen oft durch plötzliche Heulrituale auf, die auf den Außenstehenden befremdend wirken.

Die Schiiten waren stets eine brutal verfolgte Minderheit in der islamischen Welt. So entwickelte sich eine Mentalität, Opfer ungerechter Umstände zu sein. Aus ihrer Sicht wurde

der Islam gekapert und verkam bei den Sunniten zu einem Instrument ungerechter Herrschaft. Wäre der Islam nicht durch das Streben nach weltlicher Macht korrumpiert worden, wäre die islamische Geschichte ganz anders verlaufen – glauben die Schiiten. Ein Führer der schiitischen Hisbollah meinte, daß die blutigen Eroberungen und imperialistische Ausdehnung unter schiitischer Führung niemals stattgefunden hätten. Die Schiiten waren aufgrund ihrer Geschichte stets die Vertreter der Prinzipientreue im Gegensatz zum Pragmatismus der Macht; besondere Bedeutung hatten philosophische und theologische Studien.

Es ist also nicht allzu überraschend, warum sich gerade im Iran die Schi'a Alis durchsetzte, als eher philosophisch-prinzipienorientierte reine Lehre wider die Macht des arabischen Mainstreams. Und es wird verständlich, warum Demonstranten dieser Tage im Iran *Ja Hossein, Mir Hossein* rufen – erst die Anrufung des Gedenkens an den Märtyrer Hossein, dann der passende Name des Gegners von Ahmadi-Neschâd. Mir Hossein Mussawi erklärte bereits, daß er die rituelle Waschung für das Märtyrertum vorgenommen hat. Es geht im Iran momentan um die Nachfolge des kranken „geistlichen Führers“ Ali Chamenei. Kandidaten dafür sind Mesbah Yazdi, Mentor von Ahmadi-Neschâd, und Haschemi Rafsan-

dschani, Unterstützer von Mussawi. Doch die Parallelen hören hier nicht auf. Mehr dazu später.

Die Schiiten sehen anstelle der weltlichen, korrupten, machtgierigen Kalifen die Tradition Mohammeds in den geistlichen Imamen fortgesetzt. *Imam* hat bei den Schiiten eine andere Bedeutung als bei den Sunniten – diese nennen bloße Vorbeten Imane, von denen es Abertausende gibt. Beim siebenten Imam kam es zu einem neuerlichen Nachfolgekonflikt innerhalb der Schiiten, die zur Trennung zwischen Siebener- und Zwölfer-Schiiten führte. Letztere stellen die große Mehrheit im Iran. Weitere Nachfolgestreitigkeiten sollten nun eigentlich ausgeschlossen sein. Denn die Zwölfer-Schiiten gehen davon aus, daß der zwölfte Imam, Mohammad Al-Mahdi, von der Erde verschwand. Dereinst wird er mit Jesus wiederkommen, um das Jüngste Gericht abzuhalten und jede Tyrannei und Ungerechtigkeit zu beenden. Bis dahin gibt es keine Imane mehr.

Die Schiiten kennen im Gegensatz zu den Sunniten einen Klerus, bei dem das theologische Studium sehr ernst genommen wird. Nach einem Leben intensiver Auseinandersetzung mit Theologie, Philosophie und Recht kann es der Islamkundige zum Ayatollah schaffen. Nur wenige werden als Großay-

atollahs anerkannt – dadurch, daß sie freiwillig von vielen Gläubigen als Quellen der Nachahmung angesehen werden. Jener Großayatollah, der von allen anderen Großayatollahs einstimmig als deren Quelle der Nachahmung angenommen wird, gilt als *Marja-e taqlid* und hat den theoretisch höchsten geistlichen Rang inne. Der letzte Großayatollah, der von allen anderen akzeptiert wurde und dessen Rolle der des Papstes bei den Katholiken ähnelt, starb 1961. Es handelte sich um Großayatollah Hossein Ali Borudscherdi. Dieser hielt entschlossen am traditionellen schiitischen Zugang zu Politik fest, nämlich daß die Geistlichkeit bis zur Wiederkehr des verschwundenen Imam Mahdi sich von der Politik fern halten und um die spirituelle Führung kümmern sollte. Diese höchste Autorität des schiitischen Islams stellte unmißverständlich klar: *Wir, die Geistlichkeit, sollen einen islamischen Staat gründen? [...] Wir wären hundertmal größere Verbrecher als die, die jetzt an der Macht sind.* Kein Wunder, daß sich Chomeini einst ganz entschieden gegen Borudscherdi wenden sollte. Dieser deutliche Widerspruch und viele nachfolgende legen eine Bewertung von Chomeinis Theologie als schiitische Häresie sehr nahe.

Islamische Befreiungstheologie

Wer die Hintergründe des Islamismus und insbesondere die Ideologie der Islamischen Revolution im Iran verstehen möchte, dem kann ich ein aktuelles Buch empfehlen – wenn auch nicht ganz vorbehaltlos. Alastair Crooke hat mit *Resistance – The Essence of the Islamist Revolution*⁽²⁶⁾ ein ungewöhnlich einfühlsames Werk über den Islamismus geschrieben. Crooke ist ein reaktionärer Linker, d.h. kein Neokonservativer (bei denen es sich um die progressiven Linken unserer Tage handelt). Dem Westen steht er daher hinreichend ablehnend gegenüber, um sich mit viel Geduld und Herzblut in antiwestliches Denken zu vertiefen. Das macht sein Buch zu einer guten Einführung ins Thema, wenn man sich auf die deskriptiven Passagen konzentriert und sein unsägliches politisches Gelaber überliest. Einige der folgenden Informationen sind daraus entnommen (wörtliche Zitate kursiv).

Die Ideologie der Islamischen Revolution selbst hat überaus westliche Wurzeln und entstand durch die Fusion linker Ideologie und islamistischen Versatzstücken. Diese seltsame Mischung gelang dem iranischen Intellektuellen Ali Schariati. Als Student in Paris lernte er den damals akademisch dominanten Marxismus und den Dritte-Welt-Ismus kennen. Die

einseitigen Darstellungen der Professoren und Kollegen ließen diese Ismen als Hoffnungen erscheinen, die eine gerechte Welt hervorbringen würden. Nun ist diese Hoffnung ein zentrales Motiv im Islam, Gerechtigkeit eine zentrale Kategorie.

Doch der Klassenkampf war aus Schariatis islamisch geprägter Sicht zu wenig, auch ein moralischer Kampf war zu führen. Hier ließ er sich vom aufkommenden Islamischen Puritanismus seiner Zeit inspirieren. Angesichts des traurigen Zustandes der Staaten mit islamischer Bevölkerung erstarkte in der Neuzeit der Gedanke, daß hinter den aktuellen Übeln ein Abfall vom rechten Glauben stünde.

Schariati entwickelte die millenarische Vorstellung, daß es zu wenig sei, bloß auf die Rückkehr des entrückten 12. Imams zu warten. Vielmehr mußten die Gläubigen aktiv dafür kämpfen, diese Rückkehr zu beschleunigen. Dieser Kampf sei ein Kampf für „soziale Gerechtigkeit“ und gegen den „westlichen Imperialismus“. Er müsse bis zum Märtyrertum geführt werden unter der Devise: *jeder Tag ist Aschura, jeder Ort ist Kerbala*.

Schariati bezeichnete seine neue Heilslehre als „rote Schi’a“ im Gegensatz zur „schwarzen Schi’a“ der Safawiden. Diese

„rote Schi'a“ spielt im Islam eine ähnlich unheilvolle Rolle wie die Befreiungstheologie im Christentum. Schariat's Gedanke war bestechend: Im Namen von Marx ließen sich im Orient keine Revolutionen führen. Doch um den Mord an Hossein zu rächen, lassen sich stets schiitische Massen mobilisieren. Das unterdrückte Volk im Namen des Märtyrers gegen ungerechte Machthaber zu erheben ist ein urschiitisches Motiv, das sich leider auch hervorragend für sozialistische und neuerdings demokratistische Illusionen mißbrauchen läßt.

Die Studenten, die gegen den Schah ihr Leben riskierten, skandierten in den späten 1970ern den Namen Schariat's in den Straßen Teherans. Auch im Westen fand Schariat'i Beifall. Jean-Paul Sartre bemerkte einmal: *Ich habe keine Religion, doch wenn ich eine wählen wüßte, würde ich die von Schariat'i wählen.*

Doch Schariat'i war nur eine der zahlreichen Brücken zwischen dem postmodernen Denken des Westens und dem Aufbegehren des Ostens, um seine Identität zu behaupten. Wie schon zuletzt diskutiert, ist die Postmoderne eine angewiderte Reaktion auf die Moderne, die ihren Tod konstatiert, aber keine wirkliche konstruktive Alternative zu bieten vermag. So verschärft das postmoderne Denken die existentielle

Krise des modernen Menschen noch mehr, obwohl es als Reaktion eben darauf antritt. Die Stadt Wien, eines der letzten Reservate des real existierenden Sozialdemokratismus, ist derzeit mit Plakaten überseht, die die Bevölkerung mit einen Spruch des postmodernen Sozialisten Antonio Gramsci in eine revolutionäre Grundstimmung versetzen sollen: *Eine Krise besteht darin, daß das Alte stirbt und das Neue nicht geboren werden kann.*

Die meisten iranischen Intellektuellen und auch die allermeisten Geistlichen (!) haben ein hohes Wissen über westliche Philosophie der Neuzeit. Einer der meistgelesenen westlichen Autoren im Iran ist Jürgen Habermas, der bereits in der letzten Ausgabe diskutiert wurde. Es sollte im Anschluß an jene Diskussion nun verständlich sein, warum postmodernes Denken so leicht in orientalische Identitätskrisen vorstoßen konnte. Da im Orient mehr traditionale Elemente überlebt haben, erschien die Moderne nach westlichem Zuschnitt stets als Fremdkörper. Auf diesen Fremdkörper scheint es nur zwei Reaktionen zu geben: Heftige Ablehnung bis zur Abschottung und Annahme zum Preis einer ebenso heftigen Ablehnung der eigenen Kultur und Religion.

Eine weitere entscheidende Bezugsquelle für den politischen „Islamismus“ im Iran ist neben den „kritischen“ Post- und Neomarxisten das, was zuvor mit etwas Augenzwinkern als „Dritte-Welt-Ismus“ bezeichnet wurde. Wesentlicher Protagonist dieses Denkens ist Frantz Fanon, der anti-rassistische Ethnolinke bis hin zum Obama unserer Tage geprägt hat. Fanon kombiniert das Denken von Marx, Freud und Sartre zu einem explosiven Gemisch. Sein Anti-Rassismus ist hochgradig gewaltbereit und anti-westlich. Sein wichtigstes Werk ist „Die Verdammten dieser Erde“. Die persische Übersetzung dieses Titels, *Mostasafineje-Samin*, war nicht zufällig der Schlachtruf von Chomeini, mit dem er die Massen mobilisierte. Die traditionellen Geistlichen wollten dessen zur Gewalt aufrufende Bücher verbannen, doch Chomeini verhinderte dies.

Islamische Revolution

1979 trat das große Versprechen zum Siegeszug an. Ich habe noch immer die aufwühlenden Märsche im Ohr, als Kleinkind tanzte ich begeistert zu: „Heil Chomeini, unser Führer!“ Ungefähr so ging tatsächlich der Text eines dieser Ohrwürmer. *Allàhu akbar, Chomeini rahbar!* Allah ist der Größte, Chomeini ist der Führer! Der Führer war charismatisch und

so vielversprechend, daß sich unter seinem starken Arm Kommunisten, Demokraten und Islamisten begeistert vereinten, um den ängstlichen Schah aus dem Iran zu vertreiben. Nach der Dekadenz und Autokratie des Möchtegern-Monarchen sollten nun Sittlichkeit und Demokratie das Ruder übernehmen. Schließlich würde der entrückte Imam Mahdi zurückkehren und über ein millenarisches Himmelreich der Gerechtigkeit regieren. In der iranischen Verfassung wurde die legendäre Gestalt des wiederkehrenden Imams gar als Staatsoberhaupt festgehalten.

Imam Mahdi kam nicht. Dessen Statthalter mußten sich ganz alleine mit langweiliger Tagespolitik und den widersprüchlichen Vorstellungen der Verbündeten auseinandersetzen. Was bedeutet es, göttliche Gerechtigkeit auf Erden walten zu lassen? Marktwirtschaft oder Sozialismus? Freie Presse oder Zensur? Die göttliche Erleuchtung blieb aus. Chomeini redete sich später darauf aus, daß die erratische Politik, die die erhofften paradiesischen Zustände nicht zu schaffen vermochte, Machwerk der Präsidenten und Kabinette war. Freilich er hatte sie eingesetzt, aber — so meinte er später — er hätte von Anfang an geahnt, daß diese Politiker charakterlich ungeeignet wären. Da mache sich jeder selbst einen Reim darauf. Besonders weinerlich dann der Brief, mit dem er seinen

Nachfolger enterbte, Großayatollah Montazeri, den er einst als *Frucht meines Leibes und meiner Arbeit* bezeichnet hatte. Verrat! Vom engsten Freund und einem Großayatollah! Montazeri hatte es gewagt, Menschenrechtsverletzungen zu kritisieren und damit die Islamische Revolution an „liberale Heuchler“ (O-Ton Chomeini) verraten.

In jener orientierungslosen Anfangsphase des Gottesstaates kam dann die Rettung für Chomeini nicht von Allah, sondern vom Teufel selbst. Saddam Hussein nutzte das Machtvakuum nach der Revolution und versuchte, sich ein ölreiches Gebiet unter den Nagel zu reißen. Gegen den unter anderem von den USA mit modernen Waffen versorgten Saddam konnte der Iran, dessen schahtreue Armee zerschlagen und gelähmt war, keine Chance haben. Doch Saddam hatte nicht damit gerechnet, der Revolution just in jenem Moment das dringend nötige Feuer zu liefern. Endlich war die große Probe gekommen, nachdem die „Revolution“ eine ausgerufenen, keine ausgefochtene gewesen war. Die gerechte Sache konnte sich nun beweisen. Revolutionsgarden ersetzten fehlende Armeeeinheiten. Ein Volkssturm Goebbelsscher Dimensionen wurde angeführt. Eine Million junger Menschen wurden auf dem Schlachtfeld zu Märtyrern. Der irakische Angriff wurde zurückgeschlagen. Doch Chomeini konnte nicht genug bekom-

men, der Krieg wurde in den Irak zurückgetragen. Saddam setzte Giftgas ein. Ein so sinnloses Morden wie in jenem Krieg fügt sich in den Wahnsinn des letzten Jahrhunderts. Dieses Blutbad führte zumindest vorübergehend zu einer gewissen Kriegsverdrossenheit. Jene zwei Drittel der iranischen Bevölkerung, die heute unter 30 sind, haben von ihren Müttern erfahren, was Krieg und Revolution bedeuten. Aus diesem Grund reagieren die jungen Iraner von heute eher mit Eskapismus denn mit Märtyrersehnsüchten auf die vorherrschenden Mißstände.

Nach dem Krieg war das alte Problem wieder zurückgekehrt. Im knöchelhohen Blut der Kriegsjahre konnten zwar die einstigen Weggefährten — Kommunisten und Moderate — leicht entsorgt werden, doch diese „Säuberungen“ lösten keine Probleme. Chomeini sah die Nachfolgefrage auf sich zukommen und war sich wohl bewußt, daß die Dinge nicht nach göttlicher Vorsehung gelaufen waren. Denn es fand sich kein Großayatollah für die Funktion des religiösen Führers. Eilig mußte die Verfassung abgeändert werden, um auch niedrigeren Geistlichen dieses Amt zu erlauben. Schließlich wurde nach Chomeinis Tod der bisherige Präsident, Ali Chamenei, als Führer eingesetzt. Ein Politiker mit Turban, kein spirituelles „Objekt der Nachahmung“.

Religion und Politik

Der Gottesstaat hatte Gottes Segen verloren. Chamenei wurde zwar rasch zum Ayatollah befördert, doch ist sein Ansehen unter schiitischen Geistlichen gering. Im Iran mußten die religiösen Autoritäten schmerzvoll eine alte Einsicht erfahren: Beim Versuch, die Politik durch die Religion zu reinigen, wurde die Religion durch die Politik befleckt. Entgegen der allgemeinen Wahrnehmung ist der Iran keine Theokratie. Chomeinis vorgesehener Nachfolger und einer der höchsten schiitischen Geistlichen, der erwähnte Großayatollah Hossein-Ali Montazeri, wurde lange Zeit unter Hausarrest gehalten. Und dies, obwohl Montazeri der einzige (!) der 20 schiitischen Großayatollahs ist, der einen dezidiert politischen Islam vertritt und das Prinzip der Velayat-e-faqih, der Herrschaft der Rechtsgelehrten nicht ablehnt. Montazeri kann es sich leisten, das Regime relativ offen zu kritisieren: *Es gibt keine Freiheit, die Repression erfolgt im Namen des Islam [...]. All diese Gerichtsvorladungen, Zeitungsschließungen und Verfolgungen von Dissidenten sind falsch. Das sind dieselben Dinge, die unter dem Schah getan wurden und nun wiederholt werden. Und nun werden sie im Namen des Islam getan und entfremden dadurch die Menschen vom Islam.*

Ein anderer Großayatollah, Al-Udhma Yousof al-Sane'i, ebenfalls früher Mitstreiter Chomeinis, ist noch deutlicher: *Die Geistlichkeit hat ihre Heiligkeit verloren, weil sie Teil der Machtelite geworden ist.* Er setzt mit einer Erkenntnis fort, die man kaum von einem Ayatollah erwarten würde: *Ich habe erkannt, wie sehr Macht korrumpiert. Das Einssein von Religion und Macht ist daher ein großer Schaden. Immer ist Macht verbunden mit Lüge, Diebstahl, Unterdrückung und Verrat. [...]* Denn Regieren erfordert es, die Menschen hinters Licht zu führen. *Die Welt des Regierens ist eine Welt des Unterdrückens.* Weiters überraschte Sane'i mit einer deutlichen Verurteilung von Terror und erließ eine Fatwa gegen Selbstmordattentate.

Einer der heute prominentesten Widerstandskämpfer gegen das Regime, Akbar Ganji, war ebenfalls einstiger Weggefährte Chomeinis, sogar dessen Leibwächter. Er läßt aufhorchen mit der Erkenntnis, daß auch eine Diktatur stets auf das „Volk“ zurückzuführen sei und rechnet mit seiner früheren Einstellung ab: *Wir haben immer das Volk glorifiziert.* Heute empfiehlt er, zu verzeihen, aber nicht zu vergessen. *Die Revolution ist immer ein Akt der Gewalt, Gewalt gegen jene, die als Konterrevolutionäre bezeichnet und liquidiert werden.*

Besonders bemerkenswert ist, daß sich Chomeinis Nachkommen gegen die „Islamische Republik“ gewandt haben. Sein Sohn Ahmad Chomeini wurde 1995 von Schergen des Regimes umgebracht. Chomeinis Enkelin Sahra Eshraghi ist eine renommierte Menschenrechtsaktivistin und Reformpolitikerin im Iran. Sie ist verheiratet mit dem Reformpolitiker Seyyed Mohammad Reza Chatami, dem Bruder von Ex-Präsident Mohammad Chatami. Der Enkel Hossein Chomeini geht bisher am weitesten: Er wünscht gar einen Einmarsch der USA herbei, um das Regime loszuwerden.

Iranischer Interventionismus

Doch nicht nur für die befleckende Wirkung der Politik gibt der Iran ein gutes Lehrstück ab, sondern auch für das Scheitern des Interventionismus. Die Islamische Republik sollte per Gesetz der Sittlichkeit zur Herrschaft verhelfen. Die Straßen wurden durch staatliche Sittenwächter unsicher gemacht, die mit eiserner Repression die Kleider- und Geschlechterordnung durchzusetzen suchten. Jungen Frauen, die Make-up trugen, wurde Säure ins Gesicht geschüttet. Unverheiratete Paare, die ohne verwandtschaftliche Begleitung aufgegriffen wurden, erhielten Stockhiebe, Alkoholiker wurden ausgepeitscht. Man würde nun erwarten, daß nach Jahrzehnten

eines solchen Terrors jede „Sünde“ aus dem iranischen Alltag verschwunden wäre. Das Gegenteil ist der Fall: Der Iran ist unter islamischen Ländern bei Prostitution und Drogenkonsum ein Spitzenreiter. Sogar Ayatollahs betreiben Bordelle. Im Ernst: Im schiitischen Islam gibt es die Institution der Zeitehe. Von einem Geistlichen kann eine zeitlich beschränkte Ehe geschlossen werden, die Geschlechtsverkehr erlaubt. Kein Wunder, daß sich einige Ayatollahs ein Zubrot damit verdienen, stundenweise Ehen zu schließen und die Zimmer für die „Hochzeitsnacht“ gleich selbst zu vermieten. Das Drogenproblem hat so zugenommen, daß im Iran mittlerweile seitens des Staates saubere Nadeln (und übrigens auch Kondome) ausgegeben werden, um die Ansteckung mit AIDS einzuschränken. In den meisten Haushalten finden sich hochprozentige Alkoholika, oft geschickt hinter einem Chomeini-Portrait im Wandtresor versteckt, in Maultieren über die Grenze geschmuggelt. Die ausgelassenen Feiern in Teheraner Nobelvierteln sind legendär. Zu allem Überdruß lebt in der „Islamischen Republik“ heute die am weitesten säkularisierte Gesellschaft der Region. Mittlerweile werden religiöse Jugendliche von ihren Studienkollegen ausgelacht — kurz nach der Revolution war dies ganz anders. Der Versuch, durch staatlichen Interventionismus eine sittliche Ordnung zu schaf-

fen, ist grandios gescheitert; dafür ist die Geistlichkeit entweder durch und durch korrupt oder apolitisch geworden. Sitzenverstöße wurden zu handelbaren Privilegien — mit Geld läßt sich ein nahezu beliebiger Lebensstil im Iran führen. Die „Mullahs“ oder „Turbane“ sind heute die meistgehaßten Menschen im Iran. Der iranische Journalist Navid Kermani brachte dies mit dem „Kippa/Turban-Test“ blendend auf den Punkt: *stellt euch mit einer Kippa auf dem Kopf an eine Straße in Teheran und haltet Ausschau nach einem Taxi. Ihr werdet kein Problem haben, eins zu finden, im Gegenteil: Seid nicht überrascht, wenn der Fahrer euch zum Essen einlädt, und sei es, um euch nach einem Visum zu fragen. Aber laßt euch einen Bart wachsen, setzt einen Turban auf, und stellt euch dann im Mullah-Kostüm in Teheran an die Straße: Ihr werdet kein Taxi finden. Jedenfalls nicht so schnell. Und wenn ihr doch eins gefunden habt, wird euch der Fahrer mit Vorwürfen überschütten. Oder den neuesten Präsidenten-Witz erzählen. Oder euch fragen, was um Herrgotts willen denn der Islam nun wieder zum Thema Seife oder Schuhputzen gesagt hat, daß der neue Präsident so ungepflegt daherkommt.*

Wie Montazeri richtig erkannte, wurden die Fehler des Schahs mit umgekehrten Vorzeichen wiederholt. Dieser hatte versucht, das Land per Dekret zu modernisieren. Das gesetzli-

che Kopftuchverbot sollte Fortschritt bringen, doch auch diese Intervention brachte natürlich das Gegenteil der Absicht: Eine Frau aus traditionellen Verhältnissen empfindet beim Betreten der Straße ohne Bedeckung des Haares ungefähr so, wie eine Europäerin empfinden würde, wenn sie künftig von Gesetzes wegen oben ohne auf die Straße müßte. Die Folge des Verbotes war, daß Frauen umso mehr ins „anderouni“ (Hausinnere) gesperrt blieben und wesentlich weniger Frauen Zugang zu Bildung und Beruf hatten als heute in der Islamischen Republik, wo an den Universitäten mittlerweile die Studentinnen die Mehrheit stellen.

Nach und nach setzte in der Islamischen Republik ein Prozeß ein, wie ihn Etienne de La Boétie beschrieb: Dem pseudo-religiösen Tyrannen wurde eine Hand und ein Auge nach dem anderen entzogen. Heute ist es die Lebensrealität der Iraner, daß der Staat der Feind Nr. 1 ist. Praktisch das gesamte Leben junger Menschen läuft versteckt vor den verhaßten Handlangern und Günstlingen des Staates ab. Trotz der momentanen Herrschaft des letzten Aufgebots des Regimes rutschen die Tschadors immer tiefer hinter den Haaransatz, treffen sich Liebespaare in den Parks, bestimmen bunte Kopftücher und Make-up das Straßenbild in den Städten. Immer wieder sah es bereits nach einem Ende des Regimes aus, doch

das letzte Moment eines Wechsels wurde geschickt durch die Droge des politischen Reformismus betäubt. Ein weiteres Lehrstück.

Reformismus

Die politischen Reformkräfte hatten Chatami für eine Kandidatur gewonnen. Der charismatische Ayatollah war der ideale Kandidat. Junge und Frauen brachten ihn an die Macht. Doch anstatt den Wechsel zu bringen, band der angebliche „Reformer“ seine Wähler wieder in den „politischen Prozeß“ ein und diente als bloßes Ventil für den angestauten Druck. Die Islamische Republik überlebte die Krise durch einen Legitimitätsschub über die Reform-Illusion. Natürlich konnten keine Veränderungen von Bedeutung umgesetzt werden. Die „Justiz“, die Säule des Regimes unter Führung von Ali Chamenei, steht über dem Präsidenten — der Aufbau des Irans entspricht auf überraschende Weise der naiven Hayek-schen Utopie eines juristischen Wächterrates, der über der Parteipolitik steht. Chatami mit seinem intellektuellen Habitus und seinem inhaltsleeren, von Soziologen-Arabisch gespicktem Gerede über „Dialog“ konnte kurzfristig auch westliche Illusionen über eine „Reform“ nähren. Zum Glück haben die jungen Iraner aus dem Scheitern des Reformismus

schneller gelernt als Politiksuchtlinge in Europa: Nach den bitter enttäuschten Hoffnungen sind die meisten nun apolitisch und boykottieren die „Wahlen“. Chatami hatte — gegen die Intention seiner Wähler — das Unrechtsregime der „Islamischen Republik“ gerettet. Er gilt als gutgläubig und intelligent, doch feige und opportunistisch.

Nachdem offensichtlich war, daß die breite Masse der nächsten Wahl fernbleiben würde, schien eine Farce vorprogrammiert, die das Ende des Regimes hätte bedeuten können. Dann, wenn die fehlende Legitimität bei urbanen und jungen Wählern nicht zu kompensieren gewesen wäre. Genau dieser Geniestreich gelang einem ungewöhnlichen Kandidaten, der erst vor sehr kurzer Zeit Bekanntheit erlangt hatte: Mahmud Ahmadi-Neschâd. Im Westen stieß dessen Wahl auf größte Verwunderung — ein „Hardliner“, wie war das möglich? Die Wahl wird jedoch klar, wenn wir die Frage beantworten: Wie konnte das Legitimitätsdefizit bei urbanen, jungen Wähler kompensiert werden? Natürlich durch umso stärkeres Punkten beim „kleinen Mann“. Ahmadi-Neschâd ist zwar sehr religiös und folgt einer ähnlich millenarischen Mission wie George W. Bush, doch deshalb wurde er nicht gewählt. Es war dessen national-sozialistischer Populismus, der die Herzen der „kleinen Männer“ eroberte. Aus einfachen Verhältnissen kom-

mend, hatte sich Ahmadi-Neschâd als Bürgermeister von Teheran innerhalb kurzer Zeit einen Namen gemacht: In diesem hochkorrupten Land verzichtete er auf jeden persönlichen Luxus und schenkte in Teheran Suppe an die Armen aus. Noch als Bürgermeister empfing er Hugo Chávez in Teheran und errichtete eine Statue für Simón Bolívar in einem Teheraner Park. Als Präsident setzt er diesen Weg nun fort: Er ließ staatliche Löhne um 40% erhöhen, führte Preisregulierungen ein, senkte die Zinsen für die Armen, schuf Subventionen für Familien und ländliche Gebiete, erhöhte Mindestlöhne, ließ Schulen renovieren und beendete alle Privatisierungen. Er verkündete: *Diese Regierung erlaubt es nicht, daß einige wenige öffentliches Eigentum plündern.* Die Staatsausgaben haben eine Rekordhöhe erreicht, die Preise haben sich seit Ahmadi-Neschâds Amtsantritt mehr als verdoppelt. Vor einiger Zeit schrieben fünfzig iranische Ökonomen einen Brief an den Präsidenten, um ihn zu warnen, daß größere wirtschaftliche Probleme bevorstünden. Ahmadi-Neschâd reagierte extrem erbost und wies die Kritik öffentlich scharf zurück.

Ahmadi-Neschâd verfolgt in seinen Augen ein Programm der Restauration des Islamismus, da er die pro-westlichen, hedonistischen und säkularen Tendenzen im Iran vollkommen

falsch interpretiert. Im Frühjahr 2006 hatte das Regime bereits einen Fehler begangen, der schon einen Vorgeschmack auf die aktuellen Ereignisse bot: Die traditionellen iranischen Feierlichkeiten zum Neujahrsfest (Norouz) wurden als „unislamisch“ geschmäht und Strafen für Feiernde angekündigt. Trotzdem strömten unzählige Familien in die Straßen, um zu feiern. Jugendliche griffen Polizeistationen an. Während die offiziellen Sicherheitskräfte zusahen, betrieben paramilitärische Gruppen massive Einschüchterung. Die Stabilität hing am seidenen Faden und konnte nur dadurch wiederhergestellt werden, daß die Feierlichkeiten zwar zugelassen und wie gewohnt im Staatsfunk zelebriert wurden, jedoch mit einem islamischen Trauermonat unterlegt wurden. So saßen im Fernsehen bei weinerlicher Musik Festgäste um den traditionell gedeckten Festtisch und setzten Trauerminen auf.

Wahlen im Iran

Was geschah nun bei den letzten Präsidentschaftswahlen? Nach rapide fallender Wahlbeteiligung hatte das Regime ein Legitimitätsproblem. Darum wurde nun in besonderem Maße Demokratismus nach westlichem Muster inszeniert. Es gab sogar Debatten der „Kandidaten“ im Fernsehen. Das Rezept ging in der Hinsicht auf, daß die Wahlbeteiligung wieder

Rekordhöhe erreichte. Wähler, die das System bereits als Farce abgetan hatten, ließen sich mobilisieren. Denn es hatte sich etwas ereignet, das vermutlich nicht gänzlich beabsichtigt war: Der Konflikt zwischen den zwei großen Lagern war im Zuge des „Wahlkampfes“ in überraschender Schärfe in die Medienöffentlichkeit getreten. Ahmadi-Neschâd griff offen Haschemi an, der gar nicht zur Wahl stand, aber die Fäden hinter Mussawi zieht. Der Vorwurf der Korruption und Bereicherung ist sicherlich berechtigt. Und auch Mussawi fuhr scharfe Geschütze auf. Daß mit Mussawi jemand, der im Moment kein Amt bekleidete, offen Amtsinhaber der Islamischen Republik attackierte und das im Hauptabendprogramm des staatlichen Fernsehens, machte ihn schnell zum Hoffnungsträger. Die Inszenierung zur Legitimierung des Regimes schien nach hinten loszugehen.

Wie es aussieht, ist es wahrscheinlich, daß Ahmadi-Neschâd die Wahlen nicht oder nur sehr knapp gewann. Zwar ist seine Unterstützung in der Bevölkerung nicht zu unterschätzen. Zum Teil ist diese Unterstützung durch Sozialpopulismus erkaufte, zum Teil allerdings auf dessen Image als einfacher Mann zurückzuführen. Doch jene, die diesmal im Gegensatz zum letzten Mal zur Wahl mobilisiert werden konnten, wollten sehr wahrscheinlich ein Zeichen gegen das Regime setzen.

Am plausibelsten scheint es, daß es weniger Unregelmäßigkeiten während der Wahl gab, sondern daß vielmehr das Ergebnis im Nachhinein verfälscht wurde. Der spirituelle Berater von Ahmadi-Neschâd, Mohammad Taghi Mesbâh Yazdi, soll schon vor der Wahl die Wahlfälschung als religiös zulässig bewertet haben.

Der „geistliche Führer“ Chamenei ergriff sogleich Partei für Ahmadi-Neschâd. Es ist unklar, wie groß die Rolle von Chamenei tatsächlich ist. Klar ist, daß er sich persönlich in größter Abhängigkeit von jenen befindet, die die Gewalt im Land innehaben. Diese Gewalt richtete sich immer wieder gegen mögliche Konkurrenten Chameneis, womöglich nicht auf dessen Zuruf, sondern weil Chamenei, der sogar seinen geistlichen Rang allein den Schergen des Regimes verdankt, wohl hinreichend abhängig und berechenbar ist. Das Dilemma versuchte Chamenei zu überwinden, indem er sich bisher kaum in die Tagespolitik einmischte, um als „geistliche Instanz“ über dem Tagesgeschehen zu schweben. Solange er sich so verhielt, erweckte er tatsächlich den Eindruck eines Führers. Nun, da seine Anerkennung und damit natürliche Autorität rapide im Sinken begriffen ist, beginnt er panisch zu Ver-Führen und zu Interventieren. Dies ist ein Teufelskreislauf, den ich schon weiter oben beschrieben habe. Je mehr er

versucht, „Macht“ auszuüben, desto mehr schwindet seine Macht. Er verliert sein Image als Führer und wird zum bloßen „Politiker“.

Geht es in dem Konflikt um mehr Demokratie? Tatsächlich ist Taghi Mesbâh ein scharfer Kritiker der Demokratie. Er vertritt die Auffassung, daß, sobald ein hinreichend guter Statthalter des Imam Mahdi gefunden wurde, weitere Wahlen eigentlich unnötig sind. Doch darf man sich vom Begriff nicht irreführen lassen. Auf die Legitimität, die Inszenierungen nationaler Demokratie bringen, möchte keine Seite verzichten. Ob die Clique um Haschemi oder die „Revolutionswächter“ das Präsidentenamt stellen, ist vollkommen nebensächlich. Eine tiefgreifende Änderung ist nur dann denkbar, wenn sich Teile der regulären Einheiten gegen die Paramilitärs richten. Erste Anzeichen dafür scheint es schon zu geben, aber diesbezüglich ist momentan alles offen. Sogar innerhalb der Paramilitärs wurden bereits zahlreiche Sympathisanten der „Revolution“ verhaftet. Sollte sich Mussawi durchsetzen, gibt es eine Machtverschiebung von den Paramilitärs zur Hashemi-Clique, der Staatsapparat würde dabei allerdings eine massive Legitimierung erfahren. Es ist wahrscheinlich, daß die nationale „Demokratie“ dann ausgeweitet würde. Das wäre verheerend. In einem Land wie dem Iran bedeutet offe-

ne Parteiendemokratie auf nationaler Ebene ständigen Bürgerkrieg.

Die junge Bevölkerung in den wohlhabenderen Teilen der Städte ist als Reaktion auf die Unterdrückung im Namen der Religion extrem „westlich“ eingestellt – das bedeutet heute: hedonistisch und antireligiös. Die Gesellschaft ist tief gespalten. Auf der anderen Seite stehen jene, die berechnete Sorge um ihre Identität haben. Die einzige Hoffnung für den Iran bestünde in einem dezentralen Nebeneinander, das in den letzten Jahren zum Teil möglich war, weil die Legitimität des Regimes hinreichend schwach war. So konnte eine Segregation der Gesellschaft stattfinden, die es erlaubt, daß etwa im Norden Teherans ein sehr „westlicher“ Lebensstil gepflegt werden kann, der in vielerlei Hinsicht den Habitus des Westens sogar übertreibt. So ist es derzeit leichter, dort an Drogen und Flittchen zu gelangen als hierzulande. Eine mit hinreichender Legitimität ausgestattete Zentralregierung, die im Namen des Fortschritts die unvereinbaren Welten von irregeführter Freiheitssehnsucht und irregeführter Identitätssuche zusammenzubringen will, kann nur zu heftigen Reaktionen führen.

Emanzipation der Religion

Dennoch besteht die Hoffnung, daß sich im Zuge der derzeitigen Auseinandersetzung im Iran die Religion aus der politischen Umklammerung löst. Diese Emanzipation der Religion von der Politik darf man nicht mit der umgekehrten Emanzipation der Politik von der Religion verwechseln, wie sie säkulare Beobachter wünschen. Politik ohne religiösen Bezug wäre im Iran ganz bestimmt noch viel schlimmer. Man möchte sich nicht ausmalen, wozu die von der Welt gekränkte Seele arischer Nationalisten fähig wäre, wenn sie keinerlei religiöse oder traditionelle Beschränkungen mehr kannte. Das zweitgrößte Übel jedoch ist die Instrumentalisierung der Religion für die Politik. Dies ist ein vormodernes Übel und wir können nur hoffen, daß es nicht bloß durch das moderne Übel der Instrumentalisierung der Politik für eigentlich religiöse Ziele ersetzt wird. G. K. Chesterton nennt den vormodernen Typus den *alten Heuchler*, jemanden, *dessen Ziele eigentlich weltlich und praktisch sind, während er vorgibt, daß sie religiös wären*. Der *neue Heuchler* hingegen stellt dies auf den Kopf: *seine Ziele sind in Wirklichkeit religiös, während er vorgibt, daß sie weltlich und praktisch wären*.^{27}*

Eine westliche Vereinnahmung des Aufstands der Bevölkerung als „demokratische Revolution“ könnte genau dies bewirken: Die Ablösung alter Heuchler, die zumindest den Zeitgeist gegen sich haben und dadurch beschränkt sind, durch neue Heuchler, die auch durch die Intellektuellen und das „internationale“ Establishment bejubelt werden. Sollte die Entwicklung weiter diese Richtung einschlagen, könnte die Folge eine blutige Reaktion durch jene sein, die zu Recht fürchten, daß der Iran nun in eine „Weltgemeinschaft“ gedrängt werden soll, die politisch und kulturell immer weniger Abweichungen duldet.

Darum ist auch Ahmadi-Neschâd für viele, auch außerhalb des Irans, ein Hoffnungsträger. Nicht nur ist er, obwohl gebildeten Iranern eher peinlich, intellektuell den meisten westlichen Politikern deutlich überlegen – was wohl am erschreckend niedrigen Vergleichsmaß liegt. Er scheint zudem die eloquenteste Stimme zu sein, die auf internationaler Bühne aus dem Gleichklang ausschert. Das große Problem: er hat dem „Konsens“ am vermeintlichen Ende der Geschichte nichts Positives entgegenzusetzen. Seine Politik ist bloße Kopie der dümmen Rezepte, die der Westen im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat. Nicht einmal an islamischer Ökonomie zeigt er größeres Interesse. Die Islamische Repu-

blik selbst ist Inbegriff der Korruption, Heuchelei, Unterdrückung und – zu aller Überraschung – Dekadenz. Am Iran wird sich weisen, ob es zwischen Imitation und Negation auch konstruktive Pfade im Konflikt mit der neuen Weltordnung gibt. Auf die „Demokraten“ aus Nordteheran darf man dabei nicht hoffen, statt intellektueller Substanz findet sich dort vornehmlich Imitation gescheiterter Ideen aus dem Abendland und Negation gescheiterter Ideen aus dem Morgenland.

Abgrenzung vom Westen

Junge Muslime fühlen sich fremd in der modernen Welt. Eine mögliche Aussöhnung zwischen traditionellen Lebensentwürfen und jenen Facetten der Moderne, die keinen neuen Menschen erfordern, sondern auch für den alten Menschen tragbar sind, braucht wohl den Frieden und die damit verbundene Muße „geschützter Werkstätten der Kultur“. Damit meine ich vor dem Wahnsinn der Zeit geschützte Gesellschaftsräume, in denen identitäre Lücken durch ein konstruktives Ringen mit dem authentischen Leben erfüllt werden können. Damit meine ich kein Einsperren in Ethnolabors, sondern lokale Räume, die dem Weltgeschehen abgerungen werden können.

Die aggressive Ablehnung des Westens ist häufig eine Gegenreaktion. Auf Französisch sagt man so schön mit bissiger Ironie: *Cet animal est très méchant. Quand on l'attaque, il se défend*. Welch ein garstiges Tierchen! Wenn man es attackiert, verteidigt es sich gar! Freilich ist diese Attacke nicht immer offensichtlich. Darum ist die marxistische These der „strukturellen Gewalt“ im Orient so beliebt. Und diese These ist nicht ganz von der Hand zu weisen, tatsächlich hat die Moderne Strukturen hervorgebracht, die einen unduldsamen bis totalitären Anspruch in sich tragen. Das Bild vom Westen als verführerische Giftschlange ist weit verbreitet. Ali Schariati prägte den Begriff *gharb-zadeghi*: vom Westen vergiftet. Aus der Sicht traditionsbezogener islamischer Gelehrter ist dieses Gift im Wesentlichen eine neue Art des Denkens, die westliche Intellektuelle entwickelten, um einen neuen Menschen zu schaffen.

Der interessanteste Teil in Alastaire Crookes Buch ist ein langes Interview mit dem *Hojat al-Islam* Dr. Mohammad Sobhani in Qom. Dieser Gelehrte faßt den eben skizzierten Standpunkt so zusammen: *Die Tragödie, die der Westen über die Welt brachte, besteht in einem Verstoß gegen die Natur des Menschen [...]. Der Unterschied zu vergangenem Unheil liegt heute darin, daß die Wissenschaft und das Wissen an sich, die heiligsten*

Dinge, die der Mensch besitzt, mißbraucht wurden. [...] Die Krisen in der heutigen Welt, ob spirituell, moralisch oder die Umwelt betreffend, folgen aus dem Denken der letzten zwei oder drei Jahrhunderte: Und die besondere Tragödie unserer Situation ist nicht bloß, daß wir diesen Krisen gegenüberstehen, sondern daß dieses fehlerhafte Denken die Politiker erfaßt hat, die im Glauben handelten, daß das, was sie tun, richtig und zum Wohle der Menschheit wäre. [...] Im westlichen Denken hat die Vernunft ihre Stellung verloren. Anstatt darauf ausgerichtet zu sein, Wahrheit und Werte zu erkennen, wurde sie umgewandelt in ein Werkzeug zur Erfüllung der psychologischen und materialistischen Bedürfnisse des Menschen. [...] Im Islam ist der Glaube an Gott zuallererst ein Glaube an eine unveränderliche ethische Ordnung – in dem Sinne, daß die Realität, die die Welt schuf, auch die Realität ist, die die ethische Ordnung für die Welt schuf. Der Mensch besitzt das Potential, sich zur Vollendung zu erheben, indem er diese ethische Ordnung versteht und befolgt.⁽²⁸⁾**

Wie läßt sich diese Ablehnung der Moderne in einer postmodernen Welt leben, ohne die modernen Strukturen mit Gewalt zu bekämpfen? Hier wie anderswo scheint das Konzept des Ghettos eine Überlegung wert. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sonst etwa die gegenläufigen Lebensrealitäten und Wünsche in Ballungszentren wie etwa Teheran langfristig

vereint werden sollen. Während im Norden der Stadt wohlhabende, westlich orientierte Menschen leben, siedeln im Süden traditionell eingestellte Arme. Deren Lebensentwürfe sind nur beschränkt kompatibel. Die einen wünschen sich mehr Individualismus, mehr Konsummöglichkeiten, mehr Lust und Laune, weniger Anstand und Sitte, die Möglichkeit, bauchfrei herumzulaufen, Sexualpartner nach Belieben zu wechseln, die international gerade angesagten Moden frei befolgen zu können. Andere, ebenso junge Menschen, sehnen sich nach Identität und suchen sie in prinzipienorientierter Religiosität.

Schon heute bestehen *de facto* solche Ghettos im Iran. Ein Beispiel ist die Insel Kisch im Persischen Golf, deren natürliche Abtrennung vom Festland das Regime dazu bewegt, dort einen wesentlich „freieren“, das heißt westlicheren Lebensstil zu dulden. Kisch ist ein beliebtes Ferienziel im Iran, wo man ein bißchen Hedonismus schnuppern kann, ohne den Iran zu verlassen.

Aufgrund der Instrumentalisierung der Religion durch die Politik ist die Religiosität im Iran jedoch mittlerweile so niedrig, daß wohl eher Bedarf für kleine Inseln des Islams inmitten einer säkularisierten Gesellschaft bestünde, sollte das

Regime einmal fallen. Kleine *Islamworlds*, in denen sich die Damen beim Eingang Schleier mieten können. Ich scherze.

Meine es allerdings ernst, wenn ich in der Tat eine bedeutende politische Aufgabe (im besten Wortsinne) darin sehe, (symbolische) Grenzen und damit Räume zu schaffen, in denen die Menschen ihren persönlichen Lebenssinn finden können. Die Grenzen, die ich meine, sind Grenzen der „Politik“ im heutigen Wortsinn, Grenzen rund um selbstverwaltete und –verantwortete Lebensräume, geschützt vor Besserwissern. Das können traditionelle Gemeinschaften sein, aber auch urbane Zentren der Unterhaltung und Lust.

Der islamischen Welt ist dieser Zugang nicht fremd. Das osmanische Reich funktionierte nach dem *Millet*-System: Der praktisch vollständigen Autonomie von Religionsgemeinschaften, die auch eigene, miteinander konkurrierende Rechtssysteme zuließ. Viel habe ich darüber von meinem Freund Peter Metzel gelernt. Peter ist ein ungewöhnlicher Amerikaner, der fließend Türkisch und etwas Persisch spricht, und einer der größten Kenner des osmanischen Reiches ist.

Neben den klassischen Religionsgemeinschaften müßte ein zeitgemäßer Islam auch die Möglichkeit einer säkularen *Milla*

zulassen, in der auch dem Demokratismus frei gehuldigt werden darf, sofern die dort lebenden Menschen die volle Verantwortung für ihre Religion übernehmen. Um den vielen Sekten und Mischformen, sowohl der traditionellen als auch der modernen Religionen, Rechnung zu tragen, bräuchte es neben den *Millet* aber wohl zudem fließende lokale Autonomiebereiche. Und wenn im millenarischen *Puritania* in einem Stadtteil Qoms, über das der lokale Scheich Ahmadi-Neschâd gebietet, dann der Mahdi aus dem Brunnen steigt, weil die dortigen Bewohner hinreichend brav waren, dürfen wir ja alle beschämt ihrem Beispiel folgen. Es darf aber vermutet werden, daß es Ahmadi-Neschâd und Chamenei darum gar nicht geht. *Alle brüsten sich mit der Verbesserung der Gesellschaft, und niemand verbessert sich selbst.*

Bedienungsanleitung

Zur nachgereichten Einführung (ich heiße die neuen Leser herzlich willkommen!) und Erinnerung: Die Scholien sind eine persönliche Sammlung von Notizen, die keinen fremden Zwecken dienen, keiner Systematik folgen, nicht gefallen wollen (aber dürfen) und eigentlich nicht zum Verkauf bestimmt sind. Gelegentlich führt ein kleines Sonnentor ☼ aus dem Text jeweils zu einer Endnote mit der umfaßten Num-

mer, die hier aufgelistet ist: <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, die diesmal auch einen Teil des Lektorats übernahm, da uns meine Mitarbeiterin Anna Mitteregger leider Richtung Spanien verläßt. Den anderen Teil besorgte Stefan Sedlaczek. Alle verbleibenden Widersprüche und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themaverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben.

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben und kein Mitglied des Instituts für Wertewirtschaft sind, würde ich mich freuen, wenn Sie diese Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Ab einer Unterstützung von 60€ im Jahr erhalten Sie als Mitglied unseres Instituts auch alle neuen Analysen zugeschickt. Allgemeine und organisatorische Anfragen bitte an info@wertewirtschaft.org, inhaltliche Anregungen, Antworten auf meine Fragen und Fragen zu meinen Antworten, Ideen, Kontaktvorschläge, Buchempfehlungen und Kritik an scholien@wertewirtschaft.org zu senden.